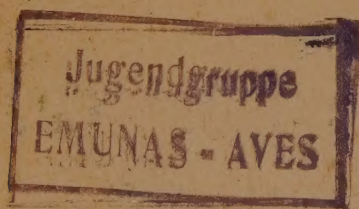




JÜDISCHE
SCHWÄNKE



Organturm der
Jugendgruppe
"Quinas Aves"









JÜDISCHE SCHWÄNKE

Für die Jugendgruppe

Jugendgruppe
Emunas Aves
Wien XIV.,
Storchengasse 21

JÜDISCHE SCHWÄNKE

Jugendgruppe
Emunas Aves
Wien XIV.,
Storchengasse 21

1928

R. LÖWIT VERLAG
WIEN UND LEIPZIG

*Copyright 1927 by R. Löwit
Verlag, Wien und Leipzig
Alle Rechte vorbehalten*

*Druck der Elbemühl Papierfabriken und Graphische
Industrie A. G., Wien VI.*

Der vorliegenden Sammlung wurde im wesentlichen das Buch

„ROSINKES MIT MANDLEN“

(Aus der Volksliteratur der Ostjuden), herausgegeben von Dr. Immanuel OLSVANGER, das im Jahre 1920 im Verlage der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel erschienen ist, zugrundegelegt.

Die Auswahl, Übersetzung und Bearbeitung für die deutschen Leser besorgten Dr. Max PRÄGER und Dr. Siegfried SCHMITZ.

I. DER JÜDISCHE WITZ

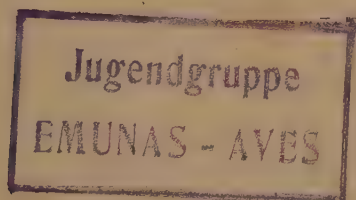
1. WIE SIE LACHEN

Ein Bauer lacht dreimal, wenn man ihm einen Witz erzählt: das erste Mal, wenn man ihm den Witz erzählt, das zweite Mal, wenn man ihm ihn erklärt, und das dritte Mal, wenn er den Witz versteht.

Ein Herr lacht — zweimal: Das erste Mal, wenn man ihm den Witz erzählt, das zweite Mal, wenn man ihm ihn erklärt; denn verstehen wird er ihn ohnedies nie.

Ein Offizier lacht nur einmal: wenn man ihm den Witz erzählt; denn erklären läßt er sich ihn nicht und verstehen wird er ihn auf keinen Fall.

Erzählst du aber einem Juden einen Witz, so unterbricht er dich: „Ach, was, ein alter Witz!“ und er kann ihn dir besser erzählen.





II. WORT UND ANTWORT



2. SIE SPRECHEN SICH AUS.

Zwei Juden treffen einander auf der Gasse.

„Ah, was tut sich?“

„Hm, me . . .“

„E . . . die Geschäfte?“

„A . . che . . me . . .“

„Je . . . die Frau?“

„O . . . me . . .“

„I . . . die Kinder?“

„Aj . . . me . . . tje . . .“

„U . . . guten Tag!“

Guten Tag! Man muß sich nur ein bißchen aussprechen, und gleich wird's einem leichter ums Herz.

3. INSTERBURGER NEUESTE NACHRICHTEN

Zwei Juden treffen einander:

„Woher kommst du?“

„Aus Insterburg.“

„Aus Insterburg? Was gibt es Neues in Insterburg?“

„Was soll es Neues geben in Insterburg? Gar nichts.“

„Was heißt — gar nichts Neues in Insterburg? In einer so großen Stadt gar nichts Neues?“

„Weiß ich? — Ein Hund hat gebellt.“

„Ein Hund hat gebellt? Was heißt ein Hund hat gebellt in Insterburg?“

„Weiß ich? Menschen sind zusammengelaufen, hat ein Hund gebellt.“

„Was? Wie? Menschen sind zusammengelaufen? Ein Hund hat gebellt in Insterburg? Hm... hm.. was?“

„Weiß ich was? Deinen Bruder haben sie eingesperrt! Da sind Menschen zusammengelaufen, da hat ein Hund gebellt.“

„Mein Bruder eingesperrt? Menschen sind zusammengelaufen? Ein Hund hat gebellt in Insterburg? Was heißt das? Warum hat man meinen Bruder eingesperrt?“

„Warum man ihn eingesperrt hat? Er hat Wechsel gefälscht, hat man ihn eingesperrt.“

„Mein Bruder hat Wechsel gefälscht?! Das ist doch nichts Neues!“

„Nun ja, ich hab' dir doch gleich gesagt — es gibt nichts Neues in Insterburg.“

4. LÜGE

Zwei jüdische Kaufleute treffen einander im Zug. Ein Gespräch beginnt: „Was tut sich, Jankel?“ — „Was tut sich, David?“ — „Was soll sich tun? Der Mensch lebt und Gott hat die Sorge.“ — „Wohin fährst du, Jankel?“ — „Ich fahre nach Warschau, mich ein bißchen um Getreide umsehen.“

David schaut den Jankeľ an und lächelt. „Warum lachst du, David?“ — fragt Jankeľ. — „Ich lache, weil ein Jude immer schwindeln muß.“

„Schwindeln? Was heißt schwindeln? Habe ich dich schon so oft beschwindelt?“

„Aber, Jankeľ, aber! Du sagst zufleiß, daß du nach Warschau um Getreide fährst, damit ich glauben soll, du fährst nach Lodz um Tuch. Ich weiß aber, daß du wirklich nach Warschau um Getreide fährst, was lügst du also?“

5. NICHT EINGEFALLEN

„Warum so nachdenklich, Jankeľ?“

„Ich denke über etwas nach und weiß mir keinen Rat.“

„Was denn?“

„Ich denke: was soll ich mit meinem Jungen tun? Er ist, unberufen, schon neun Jahre alt und ich habe ihn noch nicht in die Matrikel eintragen lassen. Länger aufschieben will ich das nicht mehr und jetzt weiß ich nicht, wie ich ihn eintragen lassen soll: lasse ich ihn um ein paar Jahre jünger einschreiben als er wirklich ist, so habe ich Angst, — am Ende nimmt man ihn zu den Soldaten, da wird er schon zu alt sein, wenn er dienen muß; lasse ich ihn wieder älter eintragen als er wirklich ist, so wird er zu jung zur Assentierung kommen und es wird Schereereien geben... Vielleicht kannst du mir raten, lieber Freund, was ich tun soll?“

„Vielleicht wäre es das gescheiteste, du läßt ihn nicht

jünger und nicht älter eintragen, sondern gibst sein richtiges Alter an?“

„So wahr ich lebe, du hast recht! Siehst du, das ist mir gar nicht eingefallen!“

6. NÄCHTLICHE UNTERHALTUNG

Nachts. Mann und Frau liegen still im Bett und fangen langsam an einzuschlafen. Wie sie so schlummern, entspinnt sich ein Gespräch:

„Jankel, schläfst du?“ — „Ach, woher!“ — „So plauschen wir!“ — „Gut.“ — „Ist ein Vogel ein Kantor?“ — „Ach, woher!“ — „Wozu singt er dann?“ — „So.“

Sie schlummern wieder ein. Nach einer Weile: „Jankel, schläfst du?“ — „Ach, woher!“ — „So plauschen wir!“ — „Gut.“ — „Ist eine Ziege ein Row?“ — „Ach, woher!“ — „Wozu hat sie dann einen Bart?“ — „So.“

Sie drehen sich um und schlummern weiter. Nach ein paar Minuten: „Jankel, schläfst du?“ — „Ach, woher!“ — „So plauschen wir!“ — „Gut.“ — „Ein Hahn kämmt sich?“ — „Ach, woher!“ — „Wozu hat er dann einen Kamm?“ — „So.“

Und nach einigen Minuten: „Jankel, schläfst du?“ — „Ach, woher!“ — „So plauschen wir!“ — „Gut.“ — „Eine Wanze ist ein Feuerwehrmann?“ — „Ach, woher!“ — „Wozu kriecht sie dann die Wand hinauf?“ — „So.“

7. DER SCHNAPS

Ein Jude liegt im Bett und schlummert. Mitten in der Nacht, so gegen zwei Uhr, sagt er zu seiner Frau: „Ich weiß nicht, Sure, mir ist nicht recht gut; wäre etwas Schnaps im Hause, so möchte ich gerne einen Schluck nehmen.“ Drauf die Frau: „Aber was! Mitten in der Nacht Schnaps! Es ist keiner im Haus! Gib Ruh und schlafe!“ — „Nun, nicht, nicht! Du weißt — ich bin, Gott bewahre, kein Säufer, ich muß den Schnaps nicht unbedingt haben. Nicht, nicht!“ Er schlummert wieder ein. Nach ein paar Minuten: „Weißt du, Sure, — der Nachbar hat sicher etwas Schnaps. Möchtest du vielleicht hinübergehen und um ein paar Tropfen für mich bitten? Mir ist nicht recht gut.“ — „Bist du verrückt? Mitten in der Nacht wegen eines Glases Schnaps Leute aus dem Schlaf wecken? Wer tut das?“ — Drauf der Mann: „Schön, nur schrei nicht und laß mich in Frieden. Nicht, nicht! Du weißt — ich muß den Schnaps nicht unbedingt haben, ich war, Gott bewahre, nie ein Trinker.“ — Nach einer Weile: „Weißt du, Sure, morgen ist Jahrmarkt; da kommen die Bauern sehr zeitlich; Jankel, der Schankwirt, hat sein Geschäft sicher schon offen. Möchtest du vielleicht hinuntergehen und mir ein Gläschen Schnaps holen?“ — Die Frau: „Was mir die und die vorige Nacht Böses geträumt hat, soll an dir und deinem Leib und Leben ausgehen. Ich soll bei Nacht in dieser Kälte um Schnaps gehen?“ — „Psst! Nur nicht schreien! Du weißt, ich bin kein Trinker und

muß den Schnaps nicht haben. Du willst nicht, also nicht. Geh' ich eben selber!“

8. ROSENBLATT

Ein Jude kommt nach Warschau und sucht einen gewissen Rosenblatt. Auf der Straße fragt er einen Einheimischen: „Entschuldigen Sie — wissen Sie vielleicht, wo Rosenblatt, der Goldschmied, wohnt?“

„Rosenblatt? Sie meinen wahrscheinlich Rosenzweig?“

„Nein, ich meine Rosenblatt.“

„Aber, Sie können sich auf mich verlassen, Sie meinen Rosenzweig.“

„Was heißt verlassen? Ich such' doch den Rosenblatt und nicht den Rosenzweig. Wie? ... Nein! Ich weiß bestimmt — er heißt Rosenblatt ... Oder ...?“

„Was sagt man? Ich wohne schon 25 Jahre in Warschau und Sie wollen mir sagen, Rosenblatt oder Rosenzweig? Es gibt einen Goldschmied Rosenblatt in Moskau, aber bei uns in Warschau wohnt ein Goldschmied Rosenzweig! Und ich will Ihnen sagen, wo Sie ihn finden können! Setzen Sie sich hier auf die Tramway und fahren Sie die Marszałkowska¹⁾ hinunter. So fahren Sie vielleicht 30 Minuten; dann steigen Sie aus und setzen sich auf Tramway Nummer 18 und fahren und fahren und fahren so etwa 20 Minuten. Da sehen Sie eine große Kirche und fahren weiter, immer weiter, immer

¹⁾ Eine der großen Straßen Warschaus.

weiter, noch etwa 20 Minuten, bis Sie zu einer kleinen, schmalen Gasse kommen. Dort steigen Sie aus und gehen die Gasse entlang; da sehen Sie eine große Schul¹⁾). Dann gehen Sie weiter und sehen viele kleine Häuser. Sie gehen aber immer weiter, bis Sie zu einem großen Haus kommen. In diesem Haus, im Parterre, wohnt er nicht, aber auf dem zweiten Stock rechts hat er vor zwei Jahren gewohnt; ob er jetzt noch dort wohnt, weiß ich nicht.“

9. DIE GRÜNDLICHE WIRTIN

Auf einer langen Wagenfahrt kommen zwei Juden zu einem Gasthaus und wollen etwas essen. Sie treten ein und setzen sich. Die Wirtin kommt.

„Kann man bei Ihnen ein Glas Tee haben?“ — fragen die Gäste.

„Nein, Tee hab' ich jetzt keinen.“

„Vielleicht zwei Eier?“

„Nein, Eier sind gerade jetzt keine da.“

„Vielleicht ein Stückchen Fisch?“

„Gesund sollt Ihr sein, Fische gibt's heute nicht, morgen vielleicht.“

„Also ein paar Erdäpfel, ein Stückchen Fleisch?“

„Was kann ich tun? — Fleisch ist auch keines da.“

Die Juden hören: das ist nicht da und das ist nicht da; da stehen sie auf und fahren weiter. Sie sind schon ein gutes Stück weiter, da hören sie hinter sich rufen,

¹⁾ Synagoge.

sie mögen halten. Sie drehen sich um und sehen die Wirtin keuchend hinter dem Wagen herlaufen. Sie bleiben stehen. Die Wirtin kommt heran und stammelt atemlos: „Verzeihung . . . ich habe vergessen . . . Schmalz und Rettich hab' ich auch nicht.“

10. EIN SCHÖNER JUD'

Ein Jude kommt in eine kleine Stadt und sucht einen gewissen Reb Hersch. Auf der Gasse begegnet er einem älteren Mann. „Scholem alechem“ — begrüßt er ihn. „Alechem scholem, womit kann ich dienen?“ — „Ich möchte Sie fragen — kennen Sie vielleicht Reb Hersch?“ — „Reb Hersch? Was für ein Reb Hersch?“ — „No, Reb Hersch, dem ein Aug' fehlt!“ — „Ein Aug' fehlt ihm? . . . ich weiß nicht, wen Sie meinen.“ — „Aber, Reb Hersch . . . ein Auge fehlt ihm, das andere trieft . . . Reb Hersch!“ — „Reb Hersch? Ein Auge fehlt ihm, das andere trieft? . . . Nein, ich weiß nicht.“ — „Wie ist das möglich? Jeder kennt ihn, Reb Hersch mit der krummen Nase und der gespaltenen Lippe, nun . . .“ — „Krummen Nase? Gespaltenen Lippe? Ein Auge fehlt ihm, das andere trieft? Aha . . . Nein, ich weiß doch nicht, wen Sie meinen.“ — „Unmöglich, Sie müssen ihn kennen; den Mann kennt man. Einen Buckel hat er!“ — „Reb Hersch, er hat einen Buckel, sagen Sie? Und eine krumme Nase, eine gespaltene Lippe? Ein Auge fehlt ihm, das andere trieft? . . . Ich weiß nicht, ich kann Ihnen wirklich nicht sagen . . .“ — „Wie kann

man Reb Hersch nicht kennen?! Er hat einen Parach¹⁾),
no! Und auf einem Fuß hinkt er, no! Reb Hersch, er ist
Klempner, Klempner ist er!“ — „Aha, Reb Hersch der
Klempner! Ein Lahmer mit einem Parach und einem
Buckel, einer krummen Nase und gespaltenen Lippe, ein
Auge fehlt ihm und das andere trieft! ... Natürlich
kenne ich ihn! Er wohnt gleich da drüben: ein feiner
Jud', ein schöner²⁾ Jud'!“

11. HOSCHISCHUK •

Ein Jude fuhr einmal in Geschäften in die litauische
Stadt Hoschischuk. Dort geriet er mit jemandem in Streit
und erhielt von seinem Widersacher ein paar kräftige
Ohrfeigen. Wie er in seine Heimatstadt zurückkommt,
begegnet ihm ein Freund und fragt: „Janhel, ist das
wahr? Ich habe gehört, du hättest bittere Schläge
gekriegt in Hoschischuk?! — „Hoschischuk! Auch
schon eine Stadt!“

12. EIN ANDERER MENSCH

„Sauwel, um Gottes willen, du bist ja schon wieder
betrunken! Wie kann ein Mensch soviel Schnaps in sich
hineingießen?“

¹⁾ Kopfkrätze.

²⁾ Im Jüdischen hat das Wort „schön“ neben der wört-
lichen Bedeutung auch die Bedeutung „vornehm, angesehen“.

„Unsinn! Ich trinke nur ein Glas, nicht mehr. Wenn ich ein Glas Schnaps trinke, so werde ich ein anderer Mensch. Und der andere Mensch — meine ich — muß doch auch ein Glas trinken!“

13. DIE JÜDIN MIT DEM KORB

Eine Jüdin steht auf dem Markt und hält einen Korb Eier im Arm. Eine andere kommt auf sie zu und erzählt ihr: „Hast du schon gehört, Chaje, Sure ist doch gestorben!“ — „Was sagst du! Sure ist gestorben?! Halt' nur einen Augenblick meinen Korb! — Ich muß doch die Hände frei haben! — So! — Jetzt: Weh mir, weh mir!“

14. ZWEI FAULE

Zwei Juden steigen in einem Gasthof ab und nehmen zusammen ein Zimmer. Am Abend kommen sie nach Hause; sie zünden die Lampe an, entkleiden sich und legen sich zu Bett. Beide haben jedoch vergessen, die Lampe auszulöschen und wälzen sich in ihren Betten, da sie bei Licht nicht einschlafen können. Nach einer oder zwei Stunden sagt der eine zum anderen: „Weißt du, Jankele, es wäre doch gut, die Lampe auszulöschen; aber ich bin zu faul aufzustehen.“ Drauf der andere: „Das

16

habe ich mir schon lange gedacht, aber ich war zu faul, es zu sagen.“

15. DIE TRAUERBOTSCHAFT

Einige Juden sitzen zusammen beim Kartenspiel. Plötzlich wird einer vom Schlag gerührt und sinkt tot vom Sessel. Nachdem sich die anderen von ihrer Bestürzung erholt haben, ist ihr erster Gedanke: wer soll die traurige Nachricht der Frau beibringen? Keiner will diesen Weg übernehmen. Endlich meldet sich Jankel: „Ich gehe. Ich werde natürlich nicht mit der Tür ins Haus fallen, sondern die Frau schonend vorbereiten.“ Jankel tritt ein und beginnt: „Chaje Bejle, wissen Sie schon? Ihr Mann hat beim Kartenspiel 500 Rubel verloren!“ Die Frau rauft sich die Haare und schimpft: „Der Teufel soll ihn holen, den Tagdieb! Verrecken soll er auf der Stelle, der Hund, der elendige!“ — „Aus Ihrem Mund in Gottes Ohr, Chaje Bejle, er ist wirklich gestorben!“

16. DER HANDSCHLAG

Zwei Juden werden in einem Gasthaus in Kutno miteinander bekannt. Sie wohnen dort fünf Tage zusammen und freunden sich dick an. Wie sie heimreisen, — der eine wohnte in Grodno, der andere in Lublin — nehmen sie herzlichen Abschied; der eine sagt zum andern: „Reb Jossel, Ihr müßt mir versprechen, mich aufzu-

suchen, wenn Ihr nach Grodno kommt.“ Drauf Reb Jossel: „Natürlich, Reb Ber; warum denn nicht?“ — „Das genügt mir nicht, Reb Jossel; Ihr müßt es mir mit Handschlag¹⁾ versprechen, daß Ihr mich aufsuchen werdet, wenn Ihr in Grodno seid.“ Reb Jossel gab Handschlag und Versprechen. Nach ein paar Monaten — es war tief im Winter — kam er auf einer Reise durch Grodno. Dort hatte er geschäftlich nur ein paar Stunden zu tun; da er sich aber des Handschlags erinnerte, den er Reb Ber gegeben hatte, wollte er sein Wort einlösen. Es fror stark. Reb Jossel mußte lange herumfragen, bis er erfuhr, wo Reb Ber wohnte. Das Haus lag am Ende der Stadt. Reb Jossel machte sich auf den Weg; er fror wie ein Hund. Nach einer guten Stunde — es war indes Abend geworden — erreicht er endlich Reb Bers Haus. Er klopft, einmal, zweimal, dreimal. Endlich fragt jemand durchs Fenster: „Wer klopft?“ — „Ich bin's, Reb Jossel! Erinnert Ihr Euch, Reb Ber? Vor drei Monaten haben wir uns in Kutno im Gasthaus kennengelernt.“ Drauf Reb Ber: „Kann möglich sein. Was wünschen Sie?“ — „Wünschen? Gar nichts! Ich habe Sie besuchen wollen, damals habe ich es Ihnen doch mit Handschlag versprochen!“ — Da streckt ihm Reb Ber die Hand durchs Fenster hin: „Handschlag? Da haben Sie ihn zurück. Glückliche Reise!“

¹⁾ Ein Versprechen mit Handschlag kommt bei den Juden fast einem Gelöbniß gleich und bedarf einer formellen Lösung durch den Empfänger, damit es nicht erfüllt werden muß.

17. KREUZKOPF

Ein polnischer Judenjunge fragt seinen Vater: „Vater, warum nennt man jeden Litwak¹⁾ einen Kreuzkopf²⁾? Wieso ist ein Litwak ein Kreuzkopf?“ Der Vater erklärt: „Das ist sehr einfach; jeder Litwak hat ein Kreuz im Kopf.“ — „Woher weiß man das?“ — fragt der Junge weiter. „Woher?“ — erklärt der Vater — „Du glaubst es nicht? Nimm eine Hacke und spalte einem Litwak den Kopf, da wirst du sehen, daß er ein Kreuz darin hat.“ — „Vielleicht aber hat er keines?“ — zweifelt der Junge. „Nun, für jeden Fall bist du dann den Litwak los.“

18. RÄTSELRATEN

Zwei Juden fuhren von Moskau nach Wien. Auf der langen Reise hatten sich ihre Gespräche schon erschöpft und sie begannen, sich nach anderem Zeitvertreib umzusehen. Sie verfielen aufs Rätselraten. Der eine begann: „Was ist das? Es fängt mit A an und jeder Mensch hat es?“ Der andere denkt lange nach; er weiß es nicht. Der erste: „So will ich es dir sagen. Das ist a — por Stiefel.“ Der andere lacht. „Also ein zweites

¹⁾ Litwak = ein litauischer Jude; die Juden aus Litauen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ziemlich zahlreich nach Polen einwanderten, erfreuten sich bei ihren Brüdern nicht des besten Ansehens. Zu den verschiedenen wenig schmeichelhaften Beinamen, die ihnen gegeben wurden, gehört auch die schmählische Bezeichnung ²⁾ „Kreuzkopf“.

Rätsel“ — setzt der erste fort — „Es fängt nicht mit A an und nicht jeder Mensch hat es.“ Der andere weiß die Lösung wieder nicht. „Zwei por Stiefel.“ Der andere lacht. Der erste beginnt wieder: „Es ist rot, hängt auf dem Baum und . . .“ — „Genug, ich weiß schon: das sind drei por Stiefel.“

19. DER BRIEF

„Was gibt es Neues, Reb Jankeľ? Was schreibt Ihr Sohn?“

„Ach, Dank der Nachfrage! Nichts Gutes! Seine Frau ist ihm (keinem Juden wünsch' ich's) gestorben, nebbich, eine junge Frau noch, drei Kinder hat sie zurückgelassen, schön wie die Engel. Jetzt aber hat er, gelobt sei Gottes Wille, nur noch zwei Kinder; denn der Sohn ist krank geworden und gestorben. Mit seinem Geschäft ist es auch bitter. Er hat ein Haus besessen, das ist abgebrannt, sein Laden ist beim letzten Pogrom geplündert worden und was davon noch übriggeblieben ist, ist keine drei Groschen wert. Ihm ist buchstäblich nicht mehr geblieben, als das Hemd auf dem Leib. Es ist bitter, traurig, sehr traurig. — Aber ein Hebräisch schreibt er, sag' ich Ihnen, ein Vergnügen zu lesen!“

20. SALZ UND SCHNAPS

Ein Jude fragt einen anderen: „Warum ist eigentlich Schnaps so teuer und Salz so billig?“ Drauf der andere:

20

„Früher hat ein Viertel Schnaps sieben Kopeken gekostet; dann aber ist die Branntweinsteuer eingeführt worden und da hat das Viertel Schnaps 25 Kopeken gekostet. Die Juden waren in heller Verzweiflung und mußten nicht, was sie tun sollten. Eine Versammlung wurde einberufen und beschlossen, eine Deputation zu Lot¹⁾ zu entsenden; er sollte beim Herrn der Welt erwirken, daß der Schnaps billiger werde. Es wurden drei Juden gewählt, die sich auf den Weg zu Lot machen sollten. Aber bekanntlich haben Juden kein Glück. Die drei, die ausgesendet wurden, haben die Gräber verwechselt und statt vor Lots Grab ihre Bitte vor dem Grabe von Lots Frau vorgebracht. Da aber Lots Frau einen Einfluß im Himmel nur in ihrer Branche hat, ist das Salz bis heute billig geblieben.“

21. FRAGE UND GEGENFRAGE

Ein Goj fragt einen ihm befreundeten Juden:

„Erklären Sie mir doch, ich bitte Sie, warum antwortet Ihr Juden auf eine Frage immer mit einer Frage?“

Ohne Zögern antwortet der Jude:

„Warum soll ein Jude auf eine Frage nicht mit einer Frage antworten?“

¹⁾ Lot gilt in der jüdischen Vorstellung als Trinker; daher das Sprichwort „betrunken wie Lot“.

III. LERNET, KINDER

22. HÖFLICHKEIT

Ein Dorfjude gab seine Söhne zu einem Lehrer in die Stadt. Er schärfte dem Lehrer ein, ihnen möglichst viel Wissen und gute Lebensart beizubringen: „Besonders aber“ — sagte er — „lege ich Wert darauf, daß die Kinder höflichen Umgang erlernen, damit sie nicht so ungeschlacht sind und wissen, wie sie ihre Worte zu setzen und wie sie sich zu benehmen haben.“ Der Lehrer versprach, den Kindern Höflichkeit beizubringen. Ein halbes Jahr später kommt der Vater in die Stadt seine Söhne besuchen. Er erkundigt sich beim Lehrer nach ihren Fortschritten. „Sie lernen recht gut“ — erwidert der Lehrer „Aber ich habe doch gebeten, daß Sie ihnen auch Höflichkeit beibringen;“ — sagt der Dorfjude — „nun komme ich von daheim und sie haben mich nicht einmal gefragt, ob die Mutter gesund ist.“ Der Lehrer antwortet: „Ärgern Sie sich nicht, bei Ihrem nächsten Besuch werden die Kinder schon die Höflichkeit erlernt haben.“ Der Dorfjude ist zufrieden und fährt nach Hause. Die Söhne bleiben weiter beim Lehrer. Ein paar Monate später kommt der Vater wieder in die Stadt und besucht seine Kinder. Wie er in ihr Zimmer tritt, laufen sie auf ihn zu und fragen im Chor: „Vater, Vater, ist die Mutter noch gesund?“

23. KLEIDERERZEUGUNG

Im Cheder vermittelt der Lehrer, der Melamed, wenn er schon etwas fortschrittlichere Unterrichtsmethoden befolgt, den Kindern neben dem üblichen Unterricht im Pentateuch und seiner Auslegung auch einiges Wissen in „profanen“ Dingen, wie Rechnen, Naturkunde und dergleichen. Unser Melamed, der auch zur „modernen“ Richtung gehörte, erklärte uns eines Tages den Nutzen der einzelnen Tierarten. Zum Beispiel: „Wer von euch weiß, wozu die Katzen nützen?“ Alle rufen: „Katzen fressen Mäuse!“ (Ihr wißt ja noch: Fällt eine Maus in einen Topf Milch, so wirft man eine Katze dazu; die Katze frißt die Maus und die Milch ist gerettet.) So fragt der Melamed nach allerhand Tiergattungen. „Jetzt sage mir, Jankele, wozu dienen die Schafe?“ — fragt er schließlich einen kleinen Chederjungen. Jankele schweigt. Der Lehrer hilft nach: „Was schert man den Schafen ab?“ — „Wolle.“ — „Gut, und was macht man aus Wolle?“ Jankele schweigt wieder. „Strohkopf, woraus hat man deinen Rock gemacht?“ — „Aus Vaters alten Hosen!“

24. DAS LETZTE

Der Sohn eines Lehrers in einer kleinen Stadt lebt seit mehreren Jahren in Odessa und hat sich dort vollkommen „modernisiert“. Nach langer Abwesenheit kommt er zur

26

Hochzeit seiner Schwester nach Hause. Kopfschüttelnd sehen die Eltern die Veränderungen, die mit ihm vorgegangen sind. Wie er am Abend Rock und Weste ablegt, merkt die Mutter, daß er kein Leibserdakel¹⁾ trägt. Sie seufzt. Am nächsten Morgen, wie der Sohn aufsteht, sieht die Mutter, daß er nicht betet und nicht Tefillim²⁾ legt. Da kann sie nicht länger an sich halten.

„Mein Sohn, was ist aus dir geworden! Leibserdakel trägst du keines, betest nicht, legst nicht Tefillim; sag' — bist du noch beschnitten?“

25. WAS DER JUDE HAT

Der Melamed übersetzt mit seinen Schülern eine Bibelstelle, in der das Wort „ischah“³⁾ vorkommt. Bei diesem Wort stockt Motel; der Lehrer will ihm nachhelfen: „Ischah, ein W...“ — Motel ergänzt: „Wasser.“ — „Nein, Bauernschädel, ischah, ein W...“ — „Wanze“ — ergänzt Motel. — „Lausbub, Tölpel! Ischah, ein W... Nun, das ist etwas, was ich habe und was dein Vater hat; und du wirst es auch später haben.“ — „Ein Bruch, Rebbe!“ —

¹⁾ Ein mit den biblisch gebotenen Schaufäden besetztes Leinenhemd.

²⁾ Gebetriemen.

³⁾ Weib.

26. DAS GROSSE STERBEN

In der Übersetzung der Bibel kam man im Cheder zu der Stelle „Watomoth Sarah“¹⁾. Bei der Wiederholung konnte der kleine Chaim diese Stelle nicht übersetzen und fragte den Melamed: „Rebbe, was heißt watomoth?“ — Der Lehrer erklärt: „Watomoth: ist gestorben; Sarah — Sarah; also wer ist gestorben?“ — „Watomoth ist gestorben“ — antwortet Chaim. — „Dummkopf, watomoth das heißt deutsch: ist gestorben; also, wer ist gestorben?“ — Chaim antwortet: „Deutsch ist gestorben.“ — Der Melamed gerät in Zorn: Lausbub, blöder, ich sage dir schon zum zehntenmal: watomoth, das heißt deutsch: ist gestorben; Sarah — Sarah; watomoth Sarah: Sarah ist gestorben; also — wer ist gestorben?“ — „Jetzt kenn’ ich mich schon gar nicht mehr aus, Rebbe!“ — antwortet Chaim — „Alle sterben; Watomoth ist gestorben, Deutsch ist gestorben und Sarah ist auch gestorben!“

27. RECHENUNTERRICHT

In der Schule fragt der Lehrer den kleinen Chaim: „Gib’ acht, — ich bin deinem Vater hundert Rubel schuldig; 50 habe ich ihm schon zurückgezahlt; wieviel bin ich ihm noch schuldig?“ Chaim denkt nach und fragt dann: „Herr Lehrer, haben Sie vom Vater eine

¹⁾ Und Sarah ist gestorben.

Bestätigung über die 50 Rubel bekommen?“ — „Dummkopf, was ist da der Unterschied? Also, meinetwegen — ich habe keine Bestätigung von deinem Vater; wieviel bin ich ihm von den hundert Rubel noch schuldig, wenn ich ihm 50 schon gezahlt habe?“ — „Hundert Rubel“, antwortete Chaim. Zornig schreit ihn der Lehrer an: „Dickschädel, du kannst doch nicht rechnen.“ Drauf Chaim: „O ja, Herr Lehrer, ich kann rechnen, aber Sie kennen meinen Vater nicht!“

28. ZAPICHISS

Ein Melamed unterrichtet einen etwa achtjährigen Knaben. Der übersetzt gerade die Stelle aus dem zweiten Buch Mosis, die vom Manna in der Wüste erzählt: „Wajikru benej Jisroel ess schemaj mon, wehu kesera gad lowon wetaamej kezapichiss¹⁾ bidwasch.“ Der Kleine übersetzt alles richtig, bis auf das Wort „Zapichiss“, das er nicht wußte; er fragt: „Rebbe, was heißt ‚zapichiss‘?“ Der Melamed kratzt sich den Kopf und sagt: „Verstehst du, mein Kind? Wie die Juden durch die Wüste gewandert sind, haben sie doch nichts zu essen gehabt. Da hat ihnen der Herr der Welt das Manna gesandt. Was das Manna ist, weißt du doch? Und dieses

¹⁾ Und die Kinder Israels nannten es Manna; es war weiß wie Koriandersamen und schmeckte wie Zapichiss mit Honig. (Die Bedeutung des Worts Zapichiss ist heute nicht mehr bekannt.)

Manna hat geschmeckt kezapichiss bidwasch, wie ein zapichiss in Honig, so süß wie Honig.“ Der Knabe: „Ja, Rebbe, aber was heißt Zapichiss?“

Der Melamed räuspert sich und sagt: „Du bist doch ein gescheiter Junge! Was verstehst du da eigentlich nicht? Du weißt doch — wir haben es ja gelernt — wie schlecht es den Juden in Ägypten gegangen ist; der Pharao hat sie geplagt und gequält, daß es nicht mehr zu ertragen war. Da ist Moses gekommen und hat die Juden aus Ägypten herausgeführt. Die Juden sind aus Ägypten fort mit großem Vermögen. Aber ehe sie nach Erez-Israel kamen, mußten sie vierzig Jahre durch die Wüste wandern. Du weißt doch, was eine Wüste ist? Das ist ein Land, wo es kein Wasser gibt, keine Bäume, keine Tiere, nur Sand und Steine. Da haben die Juden nebbich nichts zu essen gehabt, denn Sand und Steine kann man doch nicht essen. Und sie haben angefangen zu weinen und zu Gott zu klagen; da hat ihnen Gott das Manna vom Himmel herabgeschickt und dieses Manna hat einen Geschmack gehabt kezapichiss bidwasch, wie ein Zapichiss in Honig; verstehst du? Es war so schmachhaft wie Honig. Daß Honig süß ist, weißt du doch. Nun, übersetz' weiter!“ Der Knabe sieht den Melamed mit seinen Kinderaugen fragend an und sagt noch einmal: „Rebbe, was heißt aber Zapichiss?“

Der Melamed schlägt ein Bein übers andere, schiebt die Hände dazwischen, wackelt verlegen hin und her und beginnt: „Hör' zu, ich will's dir erklären. Du weißt doch, daß der Erzvater Isaak zwei Söhne hatte,

30

Esau und Jakob. Von Esau stammen die Völker der Welt ab und von Jakob die Juden. Eigentlich stammen sie nicht von Jakob selbst, sondern von seinen zwölf Söhnen. Du weißt doch, daß Jakob zwölf Söhne hatte, alle wohlgeraten. Einen von ihnen aber, der Josef hieß, hat Jakob viel mehr geliebt als alle anderen. Er war ein schöner Junge, ein kluger Junge, genau so wie du, darum hat ihn der Vater lieb gehabt. Auf der Gasse hat er sich die Zeit vertrieben mit allem möglichen Spielzeug, mit einem Pfeifchen oder einer Trompete; zu Hause hat er mit dem Vater gelernt und du hast doch gelernt, daß ihm der Vater einen schönen Rock gemacht hat. Und dann hast du gelernt, was für Träume er hatte und wie die Brüder ihn um die Träume beneidet haben, wie sie ihn weggeschleppt und den Zigeunern verkauft haben; und die Zigeuner haben ihn wieder nach Ägypten verkauft. Und du erinnerst dich doch noch, wie er ein großer Herr geworden ist, ein Vizekönig, und wie eine Hungersnot in der ganzen Welt ausgebrochen ist und die ganze Welt zu Josef nach Ägypten gekommen ist, Brot holen. Und die Brüder sind auch gekommen. Und endlich ist der Erzvater Jakob auch nach Ägypten übersiedelt. Und der Pharao hat Josef und seine Brüder und seinen Vater sehr lieb gehabt und auch alle Juden. Und den Juden ist es in Ägypten sehr gut gegangen. Aber später ist ein neuer Pharao gekommen, der Josef nicht kannte, und der hat begonnen auf die Juden loszugehen und hat befohlen, alle neugeborenen Knaben zu töten, sie im Fluß zu ertränken. Damals ist es den Juden sehr schlecht gegangen. Da ist

Moses, der Sohn des Amram gekommen und hat die Juden aus Ägypten hinausgeführt. Und du weißt auch schon, daß er sie vierzig Jahre durch die Wüste geführt hat, durch ein Land, wo es kein Wasser gibt, keine Bäume und keine Tiere. Und da die Juden nichts zu essen hatten, sandte ihnen Gott, er sei gepriesen, das Manna und das Manna hat geschmeckt — so heißt der Bibelvers — *hezapichiss bidwasch*, wie ein Zapichiss in Honig. Es war also süß und schmackhaft wie Honig. Du hast doch auch gern Honig, was?“ — „Ja, Rebbe! Aber was heißt Zapichiss?“

Der Melamed seufzt schwer auf und sagt: „Du bist doch kein so dummer Junge; warum verstehst du nicht, was man zu dir spricht? Gib’ gut acht! Wir haben gelernt, daß Noah ein Gerechter war; von ihm sagt die Bibel: ‚Im hoelohim jiss halech Noah‘ — Noah ging mit Gott umher. Du mußt wissen, — das ist nicht so zu verstehen, daß Noah mit Gott herumging, denn kein Mensch vermag Gott auch nur zu sehen, ausgenommen Moses, der als einziger Gott sah von Angesicht zu Angesicht. Also, wie ist das zu verstehen? Das bedeutet, daß Noah umherging mit Gott im Herzen, er hat gelebt, wie Gott es wünschte. Außer Noah aber waren damals alle Menschen schlecht. Da hat Gott die ganze Welt ertränken wollen, die Menschen samt den Tieren, denn auch die Tiere waren schlecht. Aber Gott hat nicht wollen, daß die Welt wüst werde; und daß Noah ertrinkt, hat er auch nicht wollen, denn er hat Noah lieb gehabt. Da hat er dem Noah befohlen eine Arche zu bauen, einen großen Kasten; in den Kasten sollte er seine Familie

32

mitnehmen und von jeder Tiergattung ein Paar und ein Paar von jeder Vogelart. Und dann hat er eine große Sintflut gesandt, einen fürchterlichen Regenguß, daß alles auf der Erde ertrinken mußte, außer Noah und denen, die in seiner Arche, in dem großen Kasten waren. Und von den Menschen, die Noah in seinem Kasten mitnahm und die gerettet wurden aus der Sintflut, stammte unser Erzvater Abraham. Und das weißt du auch schon, daß Abraham einen Sohn hatte, der Jizchoķ hieß. Und Gott befahl dem Abraham, den Jizchoķ als Opfer für Gott darzubringen. Der Midrasch sagt, daß Jizchoķ damals vierzig Jahre alt war. Aber wie dem auch sei, du weißt, wie Jizchoķ gerettet wurde, und daß er zwei Söhne hatte, Esau und Jakob. Und Jakob hatte zwölf Söhne, von denen er Josef am meisten liebte. Was mit Josef war, habe ich dir doch erzählt: und ich habe dir auch erzählt, daß es den Juden in Ägypten erst gut ging und dann elendschlecht, bis Moses kam. Er hat die Juden aus Ägypten herausgeführt. Über die Ägypter kamen die großen Plagen und die Juden sind herausgekommen mit großem Vermögen. Aber sie mußten vierzig Jahre durch die Wüste wandern, durch ein Land, wo es kein Wasser gibt, keine Bäume und keine Tiere. Da hatten sie nichts zu essen und sie haben geweint und geklagt; da hat ihnen Gott das Manna gesandt, damit sie etwas zu essen haben, um nicht Gott behüte, Hungers zu sterben. Das Manna aber war von köstlichem Geschmack. Der Midrasch sagt, daß jeder darin den Geschmack seiner Lieblingsspeisen fand. Zum Beispiel, da du, sagen wir, gern Lebkuchen ißt, so hättest du im Manna den

Geschmack von Lebkuchen gefunden. Und das Manna war nicht, Gott behüte, bitter, im Gegenteil, es war, wie der Bibelvers sagt, *hezapichiss bidwasch*, wie ein Zapichiss in Honig, so süß wie Honig. Du mußt nämlich wissen, daß der Honig dort viel süßer ist als unser Honig; da kannst du dir schon vorstellen, wie süß das Manna war. Und daß das Manna am Sabbat nicht niederfiel, weißt du doch. Also was verstehst du nicht?“ — „Rebbe, ich verstehe nicht, was heißt Zapichiss?“

Der Melamed ringt die Hände: „Was soll ich mit dir anfangen, wenn du nicht zuhörst, was man zu dir spricht? Wie Gott die Welt erschaffen hat, da hat es gar nichts gegeben, nicht am Himmel und nicht auf der Erde. Da hat Gott Himmel und Erde erschaffen und alle Bäume, alle Tiere und den Menschen. Der erste Mensch hat Adam geheißen. Und seine Frau hieß Eva. Sie haben im Paradies gelebt und dort hat es ihnen an nichts gefehlt. Das weißt du doch alles. Und hast sicher nicht vergessen, wie Gott sie aus dem Paradies vertrieben hat, wegen der listigen Schlange, die ihnen zuredete vom Baum der Erkenntnis zu essen. Und die Geschichten von Kain und Abel, die dann kommen, hast du sicher auch nicht vergessen. Von Noah und der Sintflut habe ich dir eben erst erzählt: die große Sintflut... die Arche und die Taube, die Noah aus dem Kasten ausfliegen ließ... und der Erzvater Abraham mit Isaak... und Josef in Ägypten. Und den Juden in Ägypten ist es ganz gut gegangen. Aber später kam ein neuer Pharao, da wurde es für die Juden schlecht, sehr schlecht, arg, bitter, finster (oj, Gewalt, Herr im Himmel!). Da ist Moses

gekommen und hat die Juden aus Ägypten hinausgeführt; und vierzig Jahre hat er sie durch die Wüste geführt. Dort haben sie nichts zu essen gehabt. Da haben sie geweint. Was verstehst du eigentlich nicht? Warum sie geweint haben? Und wenn du essen willst, weinst du da nicht? Und sowie dein Vater dir zu essen gibt, so hat Gott, der barmherzige Vater aller Menschen, den Juden in der Wüste zu essen gegeben, indem er ihnen das Manna sandte. Und er hat ihnen gerade ein sehr schmackhaftes Manna gesandt, ein süßes Manna, ein Manna, das schmeckte kezapichiss bidwasch, wie ein Zapichiss in Honig, daß heißt, es war gerade so süß wie Honig. Hast du denn noch nie Honig gegessen, daß du nicht verstehst, was man zu dir spricht?“ Der kleine Junge schluchzt unter Tränen: „Ja, Rebbe, aber was heißt ‚Zapichiss‘?“

Da wird der Melamed wütend: „Taugenichts! Dick-schädel! Was vor der Erschaffung der Welt war, weiß niemand: weiterlesen!“

29. DER BEWEIS

Ein Melamed hatte viel vom Theater gehört und wollte auch einmal ein Theater besuchen. So geht er zu einem seiner früheren Schüler, der schon „modern“ war, und bittet ihn, er möge mit ihm zusammen ins Theater gehen. „Mit dem größten Vergnügen,“ — erwidert der junge Mann — „ich will Ihnen sogar das Billett zahlen; nur eines: ins Theater müssen Sie ordent-

lich angezogen kommen, mit Kragen und Krawatte; und überdies müssen Sie unbedingt frische Socken anziehen, sonst werden es — nehmen Sie's mir nicht übel — die Leute in Ihrer Nähe nicht aushalten.“ Der Melamed verspricht, diese Weisungen genau zu befolgen. Am Abend holt der junge Mann den Melamed ab; der ist nett ausgestattet, in einem neuen Anzug, mit Kragen und Krawatte, der Bart ist gekämmt, mit einem Wort: fein. Sein Begleiter ist sehr zufrieden und sie gehen ins Theater. Wie sie eine Weile im Theater sitzen, verbreitet sich ein so übler Geruch, daß das ganze Publikum unruhig wird. Da fragt der junge Mann den Melamed: „Was ist eigentlich los? Haben Sie ein frisches Hemd angezogen?“ — „Natürlich, ich habe alles getan, ganz wie Sie mir befohlen haben; ich habe ein frisches Hemd und frische Socken angezogen.“ Der junge Mann fragt eindringlich: „Haben Sie bestimmt frische Socken angezogen?“ — „Sie glauben mir nicht? Ich habe gewußt, Sie werden mir nicht glauben. Zum Beweis aber habe ich die alten Socken mitgenommen,“ — und er greift in die Tasche — „hier sind sie!“

30. VERLOREN

Ein Melamed fährt für die Feiertage nach Hause. Er sitzt still im Eisenbahncoupé; mit einem Male fährt er auf — sein Geldbeutel ist fort. Verzweifelt schreit er: „Gewalt, ich habe meinen Geldbeutel verloren! Was soll ich jetzt anfangen? Wie soll ich nach Hause kommen

zu Weib und Kind?“ Die Juden im Waggon suchen unter, auf, über den Bänken — nichts. Der Melamed weint: „Ein ganzes Jahr geschunden, um ein paar Rubel zusammenzubringen und jetzt — ein Jammer! — das ganze bißchen Geld fort!“ Er weint, schreit, rauft sich die Haare: „Gewalt, ich habe keinen Kreuzer für Pesach, Juden, was soll ich tun?“ Alle Juden im Waggon suchen, was sie nur können. Einer der Mitreisenden wendet sich an den Melamed: „Hören Sie, mir ist auch einmal etwas Ähnliches passiert. Es kann vorkommen, daß der Geldbeutel sich irgendwo in der Tasche in einem Winkel versteckt und man glaubt, er sei verloren. Suchen Sie zuerst einmal gründlich in Ihren Taschen nach, vielleicht ist der Geldbeutel doch in der Tasche?“ Drauf der Melamed: „Was sagen Sie da? In der Tasche? Wenn er in der Tasche auch nicht wär', bin ich doch ganz verloren!“

31. DIE KUH

In einem kleinen Ort lebte ein Melamed mit seiner Frau, und es ging ihnen recht gut. Eines Tages sagte die Frau: „Heute ist Jahrmarkt. Geh' und kaufe eine Kuh; dann haben wir täglich frische Milch und können leben wie der König von Frankreich.“ Da die Frau aber wußte, daß ihr Mann ungeschickt und weltfremd war, und nicht wissen würde, ob die Kuh gut sei, nannte sie ihm Kennzeichen für die Güte einer Kuh: sie soll so und so groß, so und so fett sein, ein Euter haben und

dergleichen. „Aber es tut nichts,“ — fügte sie hinzu — „wenn eines der Kennzeichen nicht ganz genau stimmt.“ Der Melamed steckt das Geld ein, das ihm seine Frau gegeben hat, und geht auf den Markt. Dort sieht er einen Bauern mit einigen Stück Vieh stehen; er geht hin, sucht ein Stück aus, auf das die Angaben seiner Frau ungefähr stimmen, und kauft es. Wie er heimkommt und die Frau den Kauf ansieht, schlägt sie erschrocken die Hände überm Kopf zusammen: „Um Gottes willen, du Unmensch, du hast doch einen Ochsen gekauft!“ Der Melamed entgegnet: „Nach den Kennzeichen, die du mir genannt hast, habe ich gekauft.“ — „Trottel,“ — schreit die Frau — „du hast doch gesehen, daß das Vieh kein Euter hat!“ — „Du hast mir gesagt: es tut nichts, wenn ein Kennzeichen nicht ganz genau stimmt; alle Kennzeichen stimmen doch bis auf das blöde Euter; was willst du also von mir?“

32. DER BISSIGE HUND

Zwei Juden gehen, in ein Gespräch vertieft, durch die Straße. Da hören sie in der Ferne einen Hund bellen. Der eine sagt:

„Hörst du, wie schrecklich die Bestie bellt? Komm, biegen wir in eine Seitengasse ab!“

„Warum hast du Angst?“ — erwidert der andere. — „Du weißt doch — ein Hund, der bellt, beißt nicht!“

„Ja, gewiß, ich weiß es — aber woher weiß ich, daß es der Hund auch weiß?“

33. EHRET DEN VATER

Ein Jude wollte ein Glas Wasser trinken und bat seine Söhne, sie mögen ihm Wasser holen. Es entstand sofort ein Wettstreit, da jeder gehen und das Gebot „Ehret den Vater“ ausüben wollte, dessen Erfüllung bekanntlich religiöse Pflicht ist. Da der Jude natürlich sieben oder acht Kinder hatte, dauerte der Streit darüber, wer das Wasser holen sollte, geraume Zeit. Als der Älteste unter den Söhnen sah, es würde zu keinem Ende kommen, sagte er zu den übrigen: „Ich gebe euch zwei Rubel; dafür lasset mich dem Vater das Wasser holen.“ Sogleich steigerte der zweite Sohn dieses Abstandsgeld auf fünf, ein dritter auf sieben, der vierte auf acht Rubel. Schließlich bot der Älteste zehn Rubel und es blieb dabei, daß er das Wasser holen sollte. Er war schon daran zu gehen, da besann er sich und sagte: „Wißt ihr, Brüder, die Erfüllung des Gebotes ist eine so heilige Tat, daß wir den Vater selbst damit beehren werden. Also, Vater, sei so gut und hol' dir selbst das Wasser!“ —

34. DIE GANS MIT EINEM BEIN

Ein kleiner Junge kommt in die Küche, wo gerade eine saftige Gans brät. Er reißt ihr einen Schenkel aus und ißt ihn auf. Wie die Mutter in die Küche kommt, sieht sie, daß der Gans ein Schenkel fehlt, und fragt den Jungen, ob er ihn aufgegessen habe; er tut, als wüßte er von nichts. Die Mutter erzählt die Sache dem Vater;

der nimmt den Jungen scharf ins Gebet, aber der Kleine bleibt fest: „Ich habe den Gansschenkel nicht genommen!“ — „Wo ist also der zweite Schenkel?“ — „Die Gans hat nur ein Bein gehabt.“ Der Vater läßt das nicht gelten, nimmt den Stock und verprügelt den Sohn ordentlich.

Ein paar Tage nach diesem Vorfall gingen Vater und Sohn miteinander spazieren. Auf dem Wege trafen sie eine Gänseherde. Einige Gänse standen, wie es ihre Gewohnheit ist, auf einem Bein, das andere versteckten sie in den Federn. Der Junge deutet auf eine Gans: „Siehst du, Vater, die Gans hat auch nur ein Bein — warum hast du mich neulich geprügelt, als ich sagte, die Gans hätte nur ein Bein gehabt?“ Der Vater tritt näher, fährt mit dem Stock nach der Gans, die auf einem Bein steht, und demonstriert so dem Jungen, daß die Gans auf beiden Füßen davonläuft. Da sagt der Junge: „Warum bist du damals nicht mit dem Stock statt auf mich auf die Gans losgegangen? Vielleicht hätte sie auch ein zweites Bein gekriegt!“

35. DER KIDDUSCH

Ein Dorfjude hatte einen Sohn, der um keinen Preis den Kiddusch¹⁾ erlernen konnte. Das verdroß seinen Lehrer: „Jankele, es ist ein Skandal, ein erwachsener Bursche ist nicht imstande, Kiddusch zu machen? Es sind

¹⁾ Segenspruch über den Wein am Sabbat.

im ganzen fünf Worte: jom haschischi wajechulu haschomajim wehoorez. Komm' her zum Fenster: da sind fünf Bauernhäuser, eines neben dem andern. Das erste gehört dem Bauer Stepan; Stepan heißt also ,jom'. Daneben wohnt Iwan; Iwan ist ,haschischi'. Neben Iwan wohnt Matwej; Matwej ist ,wajechulu'. Daneben Grigor ist ,haschomajim' und der letzte, Michal, ist ,wehoorez'. Wenn du dir die fünf Bauern merkst, die nebeneinander wohnen, wirst du dir merken, wie die fünf Worte nacheinander kommen.“ Das begriff der Junge und memorierte so den Kiddusch. Nach einigen Tagen fragt ihn der Lehrer: „Nun, kannst du schon den Kiddusch?“ — „Ja.“ — „Sag' ihn auf.“ — „Jom wajechulu haschomajim wehoorez.“ — „Dickschädel! Du hast doch ,haschischi' vergessen!“ — „Nein, Rebbe¹)! Haschischi ist gestern krepirt.“

36. DIE DISPUTATION

In einer jüdischen Gemeinde ließ der Gutsherr, von dessen Wohlwollen die Juden abhingen, bekannt machen, der katholische Priester wolle mit den Juden eine Disputation in hebräischer Sprache abhalten; der Geistliche erkläre, besser Hebräisch zu können, als alle Juden; daher müßten die Juden einen Mann für diese Disputation stellen. Einer würde den anderen fragen und wer das erste Wort nicht wisse, dem werde der Henker den Kopf

¹) Der Lehrer (Melamed wird „Rebbe“ angesprochen.

abschlagen. Wenn die Juden jedoch keinen Mann zur Disputation stellen, so würden sämtliche Juden der Gemeinde getötet werden. Dieser Erlaß schuf in der Judengemeinde panischen Schrecken. Was tun? Weiß der Teufel, am Ende kann der Pfaff wirklich was! Und wenn er nun eine Frage stellt, die der Jude nicht beantworten kann, kommt ein unschuldiger Jude ums Leben. Es wurde eine Versammlung der ganzen Gemeinde in die Synagoge einberufen, um einen Delegierten für die Disputation zu wählen. Aber niemand wollte die Wahl annehmen. Da steht ein Fuhrmann auf, ein Am-hoorez¹⁾, wie er im Buche steht, und sagt: „Was kann das schaden? Ich gehe; ich hab' vor Pfaffen nie Angst gehabt!“ Alle widersprachen: „Das ist nicht möglich, wie kannst du hingehen? Du bist doch ein Am-hoorez, wie es keinen größeren gibt!“ Aber der Fuhrmann ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen und schließlich ließ die Gemeinde dem Gutsherrn sagen, der Fuhrmann Itsche sei der Mann, den sie für die Disputation mit dem Geistlichen stelle. Am nächsten Tag fand die Disputation auf dem Schloß des Gutsherrn statt. Eine ungeheure Menschenmenge, Adelige, Geistliche, Bauern und natürlich die ganze Judengemeinde hatten sich versammelt. Rechts steht der Geistliche, links der jüdische Fuhrmann, in der Mitte der Henker mit erhobenem Beil. Der Jude hat die erste Frage; er fragt den Geistlichen: „Was heißt enejni jodea²⁾?“ — „Ich weiß nicht“ —

¹⁾ Unwissend im religiösen Schrifttum.

²⁾ Hebräisch „ich weiß nicht“.

antwortet der Geistliche. Wie der Henker das Wort „ich weiß nicht“ hört, schlägt er dem Geistlichen den Kopf ab. Jubel bei den Juden; Itsche, der Fuhrmann, hat die Gemeinde gerettet! Nun wird der Retter gefragt: „Wie bist du auf diese gescheite Frage gekommen, du bist doch im Schrifttum ein Tölpel?“ — „Ganz einfach!“ — antwortet der Fuhrmann — „Ich hab’ als Kind einen Rebbe¹⁾ gehabt, den hab’ ich einmal gefragt, was ‚enejni jodea‘ heißt, da hat er gesagt: ‚ich weiß nicht‘. Nun — wenn es der Rebbe selber nicht weiß, wird’s da der Pfaff wissen?“

37. DIE TEMPELZERSTÖRUNG

Ein Jude fährt nachts an einer Schenke vorüber; er hält an, tritt ein und läßt sich etwas zu essen geben. Er ißt, plaudert ein wenig mit dem Schankwirt und merkt plötzlich, daß es Mitternacht geworden und Zeit zum Mitternacht-Gebet ist. Er setzt sich auf einen Schemel und betet. Der Schankwirt, ein großer Am-hoorez, fragt den Gast, was das bedeuten soll. Der Jude antwortet: „Du weißt doch — der Tempel ist zerstört worden, das ist die Erinnerung an die Tempelzerstörung.“ Hierauf verlangt er vom Wirt ein Glas Schnaps. Der Wirt stellt ihm eine Flasche hin und da der Schnaps gut ist, trinkt der Gast drei oder vier Gläser und bietet dem Wirt auch an. Der trinkt mit und allmählich werden

¹⁾ Lehrer (Melamed).

beide sehr aufgeräumt und beginnen zu tanzen. Inzwischen kommen noch ein paar jüdische Reisende in die Schenke und sehen den Wirt und einen Juden tanzen. Sie fragen: „Was habt ihr für ein Fest? Warum tanzt ihr?“ — Und der Schankwirt antwortet: „Ihr wißt das gar nicht? Der Tempel ist doch zerstört worden!“

38. EHRGEIZ

In einer kleinen Stadt lebte ein Jude, ein großer Am-hoorez. Der ging an einem Sabbat mit seiner Frau in die Synagoge. Da hörte er, wie der Rabbi zur Thora aufgerufen wird: „Jaamojd rabbenu wemorenu¹).“ Dann wird ein Balboß, ein angesehener Mann aus der Gemeinde aufgerufen: „Jaamojd morenu²) X. Y.“ Dann wird ein anderer aufgerufen: „Jaamojd morenu N. N.“ Schließlich wird auch unser Jude aufgerufen: „Jaamojd Jizchoķ b'reb Jaakow“ — kein Titel „morenu“, kein „rabbenu“. Das ärgert den Juden, noch mehr aber seine Frau. Die redet ihm zu, zum Rabbiner zu gehen und ihn zu bitten, er möge ihn zum „Morenu“ ernennen. Da die Frau nicht locker läßt, geht unser Mann zum Rabbi und trägt ihm seine Bitte vor; der Rabbi antwortet ausweichend: „Ich kann dich wohl zum ‚Morenu‘ machen. Aber wie wird das im Jenseits sein? Dort werden, wenn

¹) Es trete vor unser Rabbi und Meister.

²) Es trete vor unser Meister (so werden angesehene, gelehrte Leute aufgerufen).

der Fisch Leviathan gegessen werden wird, Tische aufgestellt sein; an einem werden die Morenu's sitzen, an dem anderen die Am-haarazim¹⁾). Wenn du ein Morenu bist, wirst du natürlich am Morenu-Tisch sitzen; dort sitzen obenan der Stammvater Abraham, die Erzväter Jizchok und Jakob, König David usw. Du aber wirst irgendwo am Ende der Tafel sitzen und so wird auf dich ein ganz kleines Stück Leviathan kommen.“ Der Jude wollte von Herzen gern ein ‚Morenu‘ sein, aber das kleine Stück vom Leviathan, das auf ihn hätte kommen müssen, bestimmte ihn zum Verzicht. Auch die Frau ließ sich durch diese Argumentation überzeugen. Als aber am nächsten Sabbat wieder alle mit dem Titel „Morenu“ aufgerufen wurden und nur ihr Mann nicht, da erwachte wieder der Ehrgeiz in der Frau und sie sprach: „Ich kann das nicht mitanhören! Nimm 1000 Rubel und gib sie dem Rabbi, daß er dich zum ‚Morenu‘ ernennt.“ Der Mann nimmt das Geld und geht zum Rabbi: „Rabbi, ich muß unbedingt ‚Morenu‘ werden; da sind 1000 Rubel, mach’ mich zum ‚Morenu‘. Der Rabbi denkt eine Weile nach: „Gut, von heute an bist du ‚Morenu‘.“ Der Jude ist hocherfreut, dann aber kratzt er sich sorgenvoll den Kopf: „Aber wie wird das mit dem Leviathan sein, Rabbi?“ Drauf der Rabbi: „Da mach’ dir keine Sorge! Für 1000 Rubel ernenne ich noch zwanzig solche Am-haarazim wie du zu Morenu's. Die bekommen dann drüben einen besonderen Tisch und an dem wirst du bestimmt obenan sitzen.“

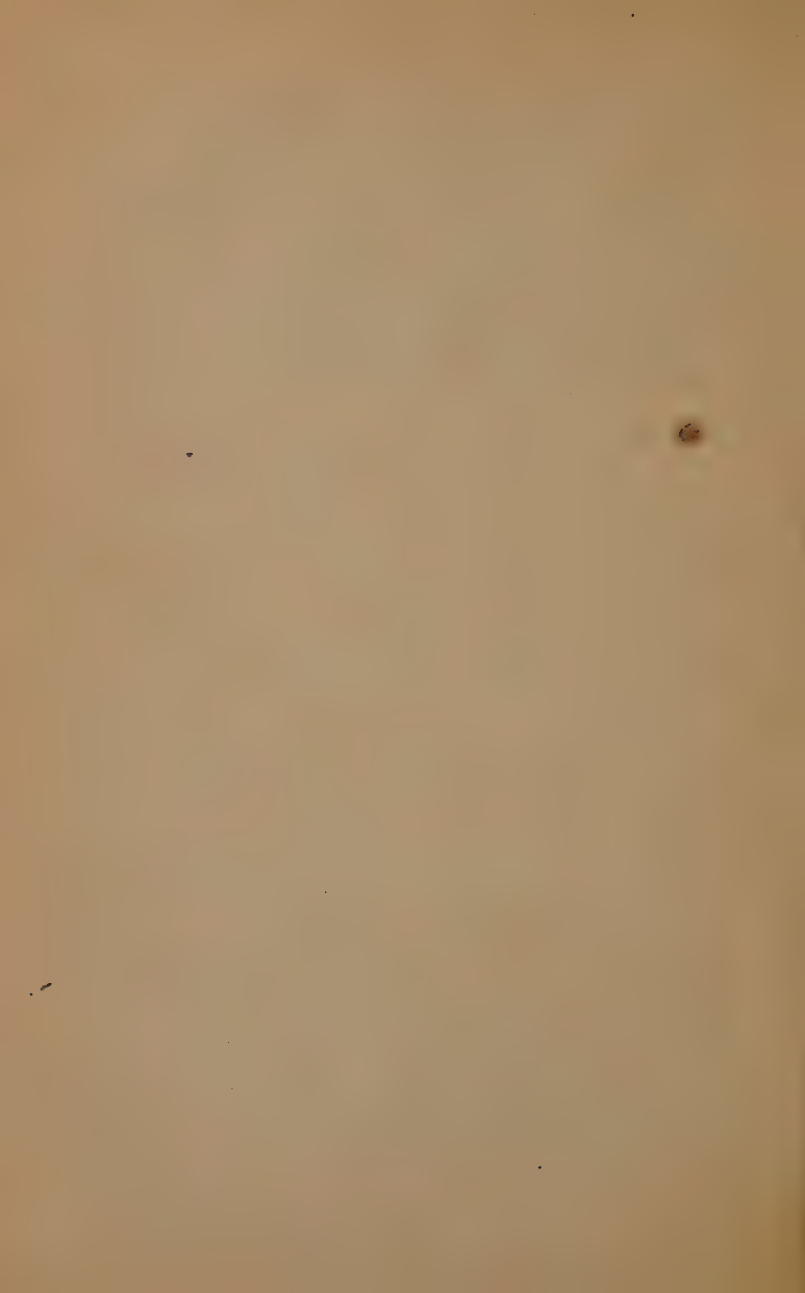
1) Plural von Am-hoorez.

39. DIE AUSREDE

Ein Marktfahrer hatte mit einem Fuhrmann verabredet, er möge am nächsten Montag abends zu ihm kommen, um mit ihm zum Jahrmarkt in der nächsten Stadt zu fahren. Der Montag kam, aber der Fuhrmann kam nicht; auch der Dienstag kam, aber der Fuhrmann nicht. Der Händler hatte dadurch den Jahrmarkt versäumt und erlitt großen Schaden. Er ging zum Row und verklagte den Fuhrmann. Der Row ließ den Fuhrmann holen und den Händler seine Klage vorbringen. Der erzählte, was vorgefallen war und verlangte Schadenersatz. Der Row denkt eine Weile nach und entscheidet dann: „Dir gebührt wirklich Schadenersatz. Wie hoch ist dein Schaden?“ — „Ungefähr 25 Rubel“ — antwortet der Händler. „Du mußt also 25 Rubel zahlen,“ — wendet sich der Row an den Fuhrmann — „hast du verstanden?“ Das Urteil des Row ist inappellabel und der Fuhrmann geht. Zu Hause erzählt er alles seiner Frau. Die schlägt Lärm: „Was heißt — der Row hat entschieden? Was geht mich der Row an? Woher wirst du das Geld nehmen?“ — „Was heißt, woher ich es nehme? Der Row hat so entschieden, denn der Talmud besagt es.“ Aber die Frau war nicht zufrieden: „Geh' sofort zum Row und sag' ihm — der Talmud ist dir nicht heilig, denn du hast kein Geld.“ Ein Auftrag der Frau ist auch inappellabel und der Fuhrmann geht zum Row: „Rabbi, ich halte mich nicht an den Talmud. Was geht mich der Talmud an? Ich habe kein Geld, um den Händler zu bezahlen,“ Drauf der Row: „Der Talmud

gilt dir nichts? Wie aber, wenn Raschi¹⁾ dasselbe sagt?“ — „Und wenn schon Raschi dasselbe sagt?“ — ist die Antwort des Fuhrmanns. „Du ungebildeter Klotz!“ — fährt ihn der Row an — „Unser Lehrer Moses sagt dasselbe in der Thora!“ — Drauf der Fuhrmann: „Ja, Moses hatte leicht reden: er hat uns die Thora im Sommer gegeben. Jetzt aber ist Winter, meterhoch liegt der Schnee. Und bei dem Schnee soll er fahren, ich kann nicht fahren.“

¹⁾ Berühmter Bibelkommentator.



IV. LIEBE UND EHE



40. PHILOSOPHIE

Einem jüdischen jungen Mann wurde eine Partie geredet. Er war ein dummer, ungeschlachter Kerl und wußte nicht, wie er sich bei solchem Anlaß zu benehmen habe; daher nahm ihn der Vater vor und belehrte ihn: „Lass’ dir sagen: Wenn du zur Braut kommst, wirst du doch sicher dastehen und nicht wissen, wovon du reden sollst; da will ich dir einen guten Rat geben; sprich mit ihr zuerst über Liebe, dann von Familienangelegenheiten und zuletzt ein wenig über Philosophie.“ Das prägte sich der Heiratskandidat wohl ein und fuhr auf Brautschau. Wie er zur Braut kommt, ist die ganze Familie versammelt und man unterhält sich. Dann werden die Brautleute allein gelassen. Das Programm stand für den Bocher fest: zuerst Liebe, dann Familiensachen, zuletzt ein bißchen Philosophie. Er beginnt: „Fräulein, lieben Sie Eiernudeln?“ — „Ja, warum soll ich Eiernudeln nicht lieb haben?“ — antwortet das Mädchen. — Dann fragt er weiter: „Fräulein, haben Sie einen Bruder?“ — Drauf sie: „Nein, einen Bruder hab’ ich nicht.“ Damit hatte er die ersten zwei Fragen erledigt, Liebe und Familiensachen waren besprochen. So blieb die Philosophie; er fragte: „Fräulein, nehmen wir an, Sie hätten einen Bruder; was glauben Sie, würde er Eiernudeln lieben?“

41. BROT UND WASSER

Ein armes Mädchen sagt zu ihrem Bräutigam: „Mein Jankel, ich habe dich so lieb, daß ich mit Brot und Wasser zufrieden sein könnte, um mit dir zusammen zu sein. Wenn du auch damit zufrieden wärest, könnten wir sofort heiraten.“ Drauf Jankel: „Du fragst noch? Selbstverständlich wäre ich zufrieden. Meinetwegen kann die Hochzeit morgen sein, sogar heute noch. Nur eines mache ich mit dir aus: Sorge du für Brot, für Wasser werde ich schon sorgen.“

42. EIN SCHWIEGERSOHN

Ein Dorfjude kommt aus der Stadt nach Hause und ruft seiner Frau zu: „Hörst du, Jente, heute habe ich einen jungen Mann in der Stadt gesehen, — ich sage dir, ein Juwel! Ich habe beschlossen, ihn als Schwiegersohn zu uns zu nehmen. Morgen kommt er und bleibt bei uns wohnen.“

Die Frau sieht ihren Mann staunend an: „Hast du den Verstand verloren? Was heißt das, du hast einen Schwiegersohn genommen? Du hast doch keine Tochter!“

„Was kann da sein?“ — erwidert er — „soll in Gottes Namen auch ein Schwiegersohn im Haus herumlaufen!“

43. DAS MACHT NICHTS

Ein Schadchen trägt einem jungen Mann eine Braut an: „Ich habe für Sie ein feines Mädchen, aus sehr gutem Haus; nur eines — das Mädchen hat kein Geld.“

„Das macht nichts“ — antwortet der junge Mann.

„Noch ein ganz kleines Hähchen hat die Geschichte; die junge Dame hört auf einem Ohr nicht ganz gut.“

„Das macht nichts.“

„Und noch einen ganz belanglosen Haken hat die Geschichte: auf einem Auge sieht sie nicht sehr gut.“

„Das macht nichts.“

„Ja, wenn wir schon so weit sind, muß ich Ihnen noch ein Geständnis machen: sie hinkt ein ganz klein wenig.“

„O, das macht nichts.“

„Und noch eine Kleinigkeit: sie hat einen ganz winzigen Buckel.“

„Ach was, das macht gar nichts.“

Erstaunt fragt der Schadchen: „Was steckt da eigentlich dahinter, warum macht Ihnen das alles nichts?“

„Was soll es mir machen? Ich heirate sie doch nicht.“

44. EHEIDYLL

Ein Schadchen kam zu einem jungen Mann: „Für Sie habe ich ein Mädchen, einfach Gold!“ — „Ich danke Ihnen bestens,“ — erwiderte der — „aber ich habe keinen Bedarf, ich will nicht heiraten.“ — „Was heißt,

EMUNAS - AVES

Sie wollen nicht heiraten? Wie kann man leben ohne Frau?“ — „Wozu brauche ich eine Frau? Ich will keine, lassen Sie mich in Frieden!“ Drauf der Schadchen: „Junger Mann, Sie wissen gar nicht, wie gut es ist, eine Frau zu haben. Ich sehe schon — ich muß es Ihnen erst erklären. Ohne Frau ist es traurig, Sie sind einsam wie ein Stein. Hat man aber eine Frau, wie zum Beispiel meine Frau (sie soll mir leben und gesund sein!), so ist das Leben ganz anders. Sie stehen in der Früh auf — die Frau gibt Ihnen ein Glas guten Tee oder Kaffee, was Sie eben vorziehen; dann gehen Sie fort und indessen macht sie Ihnen ein feines Mittagessen, wie zum Beispiel meine Frau (sie soll leben und gesund sein bis hundertzwanzig Jahr!). Dann essen Sie mit ihr zusammen. Das geht so die ganze Woche. Am Freitag abend hat sie Ihnen die ganze Wohnung sauber hergerichtet, daß alles blinkt; sie stellt die großen Silberleuchter auf den Tisch und Sie machen Kiddusch¹). Und sie sitzt dabei und schaut Sie mit ihren lieben Augen an und lächelt Ihnen freundlich zu, wie zum Beispiel meine Frau (sie soll leben!). Dann sitzt ihr beide zusammen und plaudert, die Frau erzählt Ihnen eine Geschichte und noch eine Geschichte und noch eine und Sie hören zu; und sie redet so süß und lieb, wie zum Beispiel meine Frau. Sie redet und Sie hören zu, und sie redet . . . und sie redet . . . und redet . . . und redet und redet und redet und redet! Der Schlag soll sie treffen, sie hört nicht auf zu reden.

¹) Lobspruch beim Beginn des Sabbat.

45. DER GELEHRIGE SCHADCHEN

Ein alter Schadchen wollte sich zur Ruhe setzen und führte seinen Sohn in die Geheimnisse des Berufes ein. Er nahm ihn überall mit, damit der Sohn lerne, wie man eine Heirat zustandebringt, und gab ihm allerhand Winke und gute Lehren. Vor allem schärfte er ihm ein: „Ein Schadchen muß immer übertreiben. Wenn ein Mädchen sagen wir, tausend Rubel Mitgift hat, muß der Schadchen sagen, sie hat dreitausend. Von nun ab wirst du, wenn du mit mir gehst, alles, was ich sage, bekräftigen und dabei ordentlich übertreiben; daraus werde ich erkennen, ob du für den Beruf taugst.“

Der Junge prägte sich das gut ein. Einmal kam er mit seinem Vater zu einem reichen Juden, um ihm eine Partie für seinen Sohn anzutragen. Zuerst legte, wie gewöhnlich, der Alte los: „Sie müssen wissen, das Mädchen ist aus einer vornehmen Familie.“ Drauf der Junge: „Was heißt vornehme Familie? Jüdische Adelige!“ — „Die Leute sind reich.“ — „Was heißt reich? Milliardäre!“ — „Und das Mädchen ist gar nicht übel.“ — „Was heißt nicht übel? Eine bekannte Schönheit.“ — „Nur einen kleinen Fehler hat sie“ — fügt der Alte hinzu — „sie hat ein ganz kleines Höckerchen.“ — „Was heißt Höckerchen“ — schreit der Junge — „einen Buckel, so groß wie ein Berg!“

46. GUT ASSORTIERT 41 DER GELERNTE

Ein Schadchen redet einem jungen Mann zur Heirat zu: „Hören Sie, ich habe für Sie ein junges Mädchen, eine Puppe, eine Schönheit; was halten Sie davon?“ —

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich in Frieden mit Ihrer Schönheit!“

„Nun, Sie geben nichts auf Schönheit; so habe ich für Sie etwas anderes; sie ist nicht schön; häßlich ist sie gewiß nicht; vor allem aber — sie hat 5000 Rubel!“

„Lassen Sie mich in Frieden.“

„Ah, Sie haben große Rosinen im Kopf?! Schön — ich hab' für Sie etwas mit 20.000 Rubel.“

„Ich bitte Sie, verschonen Sie mich; Geld spielt bei mir gar keine Rolle.“

„Ah so, ich verstehe schon; Sie sehen auf gute Familie. Da habe ich für Sie ein Mädchen aus einer wirklich vornehmen Familie, mindestens zwanzig Generationen weltberühmter Rabbiner!“

„Hören Sie mich an; ich will von all diesen Dingen nichts wissen; ich werde nur aus Liebe heiraten.“

„Pst, nur nicht so hitzig! Auch das hab' ich auf Lager.“

47. DER AUF SCHNEIDER

Ein junger Mann, ein großer Aufschneider, sollte auf Brautschau gehen. Wie gewöhnlich ging der Schadchen mit und da er die Gewohnheit seines Klienten kannte,

56

sagte er ihm: „Hör' mich an! Ich weiß, daß du die schlechte Gewohnheit hast, aufzuschneiden. So wirst du auch im Hause der Braut Sachen erzählen, die nicht gestogen und nicht geflogen sind. Wenn ich nun merke, daß du anfängst ganz gewaltig aufzuschneiden, so werde ich dich am Ärmel zupfen; das bedeutet, daß du einhalten mußt.“ Der junge Mann war damit einverstanden. Sie kommen ins Haus der Braut und finden eine große Gesellschaft, Verwandte, Bekannte, Gäste. Der Chosson wird mit großen Ehren empfangen. Er plaudert mit der Gesellschaft, erzählt einige Witze und alles geht ganz gut. Der Schadchen paßt auf und ist zufrieden. Da hört er plötzlich, wie der junge Mann beginnt: „Ich hatte einen Onkel, einen sehr reichen Mann, der hatte in seinem Haus ein Zimmer, das war dreihundert Meter lang...“ Dem Schadchen wird es schwarz vor den Augen; rasch zupft er, wie es verabredet war, den Erzähler am Ärmel; der merkt es und endet: „... und einen halben Meter breit...“

48. DAS HOCHZEITSGESCHENK

Bei jüdischen Hochzeiten ist es üblich, daß die Gäste dem Brautpaar bei der Gratulation kleine Geschenke machen, Silberbecher, Löffel u. dgl.; vielfach wird dieses Geschenk auch billiger in der Form dargebracht, daß die Gäste dem Bräutigam oder der Braut einen Teil ihres Lebens schenken. So war es auch bei einer Hochzeit, der ich beistand. Ein Gast erhob sich und rief aus: „Ich

schenke dem Bräutigam zehn Minuten meines Lebens.“ Ein anderer stand auf: „Ich schenke der Braut zehn Minuten von meinem Leben.“ Dann stand ein polnischer Jude, ein Chossid auf: „Und ich schenke der Braut zehn Jahre Leben.“ Alles ist höchlich erstaunt und man fragt den Chossid: „Wie? Was? Du verschenkst zehn Jahre von deinem Leben?“ — „Von meinem? Nein! Von dem meiner Schwiegermutter!“

49. DIE RICHTIGE STUNDE

Ein junger Mann kommt zum Schadchen: „Suchen Sie mir eine Frau; aber sie muß alle Vorzüge haben, die eine Frau hat: reich, schön und aus gutem Haus. Denn mir selber — ich will's Ihnen gestehen — fehlen diese Vorzüge so ziemlich: ein Adonis bin ich nicht, das sehen Sie selber; reich bin ich auch nicht und — unter uns gesagt — ich stamme nicht aus allerbesten Familie.“

„Für Sie habe ich eine Frau,“ — ruft der Schadchen — „so etwas gibt es nicht mehr auf der Welt; sie hat alle Vorzüge, die Sie wünschen, nur einen kleinen Fehler hat sie.“

„Ein Fehler — das macht nichts. Was ist das für ein Fehler?“

„Eine Stunde im Jahr ist sie verrückt.“

„Eine Stunde im Jahr — das macht nichts. Ich bin einverstanden. Also — keine Zeit verlieren, gehen Sie sofort los!“

„Sofort geht es nicht,“ — erwidert der Schadchen —
„Sie müssen ein wenig Geduld haben.“

„Warum?“

„Ihr eine solche Partie wie die einreden kann ich erst,
wenn ihre verrückte Stunde da ist.“

50. DIE GUTE PARTIE

Ein Schadchen geht mit einem Ehekandidaten von der „Beschau“ weg: „Nun, wie gefällt Ihnen die Partie? Hab' ich die Wahrheit gesprochen? Ein reiches Haus! Haben Sie das Silbergeschirr auf dem Tisch gesehen?“

„Ist das nicht am Ende bei einem Nachbarn ausgeliehen?“ — fragt mißtrauisch der junge Mann.

„Was fällt Ihnen ein? Wer wird den Leuten soviel Silber anvertrauen?“

51. DAS BESTE ESSEN

Ein Jude, einer der reichsten in der Stadt, lud zur Hochzeit seiner Tochter die vornehmsten Leute der Gemeinde ein. Es kamen sehr viele Gäste. Sie nehmen an der Tafel Platz und warten vergnügt auf die gute Mahlzeit, die sie sich bei dem reichen Mann erhoffen. Die Schüsseln werden unter allgemeiner Spannung aufgetragen, aber — statt des reichen Mahles erhalten die Gäste Wasser vorgesetzt, nichts als Wasser. Großes Erstaunen. Aber um den Anstand zu wahren, schweigt

alles. Einer der Gäste kann sich doch des Fragens nicht enthalten: „Was bedeutet das, Reb Jankel? Ihr ladet so viele Gäste zur Hochzeit und setzt ihnen nur Wasser vor?“ Drauf der Gastgeber: „Ich will euch erzählen, wie das kam. Heute wollte ich meinen Gästen die besten Speisen vorsetzen; darum bin ich selbst in die Stadt gegangen, um gute Fische zu kaufen. Ich komme zum Fischer und frage ihn: ‚Hast du gute Fische? Aber wirklich gute, wie sich’s gehört!‘ Der Fischer antwortet: ‚Was heißt gute Fische? Meine Fische sind die besten der Welt! Sie sind so süß wie Zucker!‘ Da er mir sagt, die Fische seien süß wie Zucker, ist doch Zucker gewiß besser als Fische. So gehe ich in den Kaufladen und frage: ‚Haben Sie guten Zucker?‘ Der Krämer antwortet: ‚Was heißt guten Zucker? In allen fünf Welttheilen finden Sie keinen besseren Zucker. Mein Zucker ist süß wie Honig.‘ — Ihr werdet doch begreifen, daß ich lieber Honig kaufen gehe, wenn man mir sagt, gut wie Honig; denn wozu soll ich Zucker kaufen, der so gut wie Honig ist, wenn ich es mir Gott sei Dank erlauben darf, Honig zu kaufen? So gehe ich Honig suchen und treffe eine Frau, die ihn feilhält: ‚Liebe Frau, ich brauche guten Honig, aber sehr guten, bei mir gibt es Hochzeit.‘ Die Honigfrau antwortet: ‚Was sagt Ihr da, Ihr sollt leben und gesund sein? Von mir werdet Ihr schlechten Honig kaufen? Ich habe Honig, so etwas gibt es nicht mehr; solchen Honig hat die Welt noch nicht gesehen; mein Honig ist klar wie Öl.‘ Da habt ihrs: ‚Honig wie Öl!‘ Ich kaufe nicht gerne Dinge, die ‚wie‘ sind. So gehe ich lieber Öl kaufen. Ich komme in ein

Geschäft und frage, ob gutes Öl zu haben ist. Der Jude antwortet: „O, Reb Jankele, Ihr braucht das Öl sicher zur Hochzeit Eurer Tochter? Da gebe ich Euch das feinste Öl! Mein Öl ist klar wie Wasser!“ Begreift ihr nun? Wenn Zucker besser ist als Fische, Honig besser als Zucker, Öl besser als Honig, und Wasser besser als Öl, so ist doch Wasser besser als alles andere. Deshalb habe ich euch Wasser vorgesetzt; denn ich will, daß meine Gäste das Beste von allem haben!“

52. EILE MIT WEILE

In ein Zimmer, wo eine Gesellschaft plaudernd zusammensaß, stürzte ein Nachbar in größter Aufregung totenbleich herein und rief: „Gewalt, Juden, Hilfe, eben hat sich meine Schwiegermutter aufgehängt!“ Große Restürzung, die Frauen fallen in Ohnmacht, die Kinder weinen, die Männer rennen ratlos hin und her. Endlich gewinnt ein jüngerer Mann seine Fassung: „Kommt, Leute! Rasch, schneiden wir den Strich durch!“ — Doch der Nachbar läuft auf ihn zu, faßt ihn bei der Hand und sagt: „Nicht so schnell, warten Sie noch ein wenig, sie ist noch nicht tot!“

53. AUSDAUER

Ein alter Jude von etwa 70 Jahren kommt zum Row: „Rabbi, ich will mich von meiner Frau scheiden lassen.“

Der Row ist wie aus den Wolken gefallen: „Um Gottes willen! Ein alter Mann von 70 Jahren — was fällt dir auf einmal ein, dich scheiden zu lassen? Wie lange lebst du schon mit deiner Frau?“

„52 Jahre.“

„52 Jahre lebt man in Frieden miteinander und in deinen alten Tagen kriegst du Lust, dich scheiden zu lassen? Was soll das heißen?“

Darauf der Jude: „Ich will Ihnen das erklären, Rabbi: Wie ich 18 Jahre alt war, hat man mich verheiratet. Schon eine Woche nach der Hochzeit habe ich erkannt, was für eine Hexe ich gekriegt habe, und wollte mich sofort scheiden lassen. Aber mein seliger Vater hat mir gesagt: ‚Wie sieht das aus vor der Welt? Eine Woche nach der Hochzeit Scheidung! Warte noch ein wenig, vielleicht gefällt sie dir doch noch!‘ Gut — ich habe einige Wochen gewartet. Indessen ist meine Frau schwanger geworden. Wie ich dem Vater wieder sage, daß ich mich scheiden lasse, antwortet er: ‚Wie sieht das aus vor der Welt — die Frau ist schwanger und du läßt dich von ihr scheiden? Das ist doch eine Schandele!‘ Gut — so mußte ich weiter warten. Die Frau hat einen Buben bekommen, — da hat man doch warten müssen, bis sie ihn aufzieht. Kaum war das vorüber, ist sie wieder schwanger geworden; da hat es doch geheißen — wieder warten. Inzwischen ist eine Tochter gekommen, sie soll leben; die mußte verheiratet werden, also war's wieder nichts mit der Scheidung. Nun hab' ich gottlob ein halbes Dutzend Töchter bekommen, so hat die Sache eine schöne Weile gedauert. Gestern erst habe ich meine

jüngste Tochter verheiratet, sie soll leben und gesund sein: fertig, Schluß, jetzt sieht es schon nicht schlecht aus vor der Welt und ich kann mich scheiden lassen. Verstehen Sie jetzt, Rabbi? 52 Jahre habe ich nur darauf gewartet, daß ich — mich scheiden lassen kann!“

und gesund
nicht so schon nicht schlecht
und ich kann mich scheiden lassen
bis jetzt. Ich habe ich nur die
— mich scheiden lassen kann.

V. JÜDISCHE GESCHÄFTE

54. DER NUTZEN

Ein Jude stand den ganzen Tag in seinem Laden und kein einziger Kunde ließ sich sehen. Am Abend — er wollte gerade schließen — stürmt ein Mann herein und ruft hastig noch in der Tür: „Kann ich ein Stück Papier haben — einen Bogen Briefpapier und ein Kuvert dazu?“ Der Jude nickt und reicht ihm rasch das Gewünschte.

„Kostet?“

„Zwei Groschen.“

Der Kunde wirft ein Zehngroschenstück auf den Tisch. Der Krämer will herausgeben. „Schon gut, nicht nötig“, sagt der Mann und läuft hinaus.

Der Krämer kommt nach Hause und macht sich's bequem; da fragt ihn seine Frau: „Nun, wie war das Geschäft heute?“

Drauf er: „Danke; der Umsatz klein, dafür aber der Nutzen...!“

55. DER JAHRMARKT

Ein Jude läuft geschäftig durch die Gasse. Ein Bekannter kommt vorbei und ruft ihm zu: „Wohin läufst du, Jankel?“

„Du fragst noch? In Kowno ist doch Jahrmarkt.“

„Und wenn schon? Wozu brauchst du den Jahrmarkt?“

„Weiß ich? Vielleicht trifft sich's und ich finde ein Fuhrwerk zurück.“

56. EIN JUDENSTREICH

In einem Wirtshaus sitzen an einem Tisch einige Juden, Händler, essen, trinken und reden von Geschäften, von den eigenen und den fremden. Ein jüdischer Hausierer geht von Tisch zu Tisch und bietet seine Waren an; auf den Tisch der Händler hat er's besonders abgesehen — immer wieder kommt er, bietet an und sagt, man möge ihm doch etwas zu verdienen geben: „Brauchen Sie nicht schöne Halstücher, meine Herren, Taschentücher hab' ich extrafeine, Brieffaschen — prima...“ So geht es immer wieder bis zum Überdruß.

„Was sagt ihr zu der Ausdauer, die der Jude hat?“ — sagt einer am Tisch — „Dem muß ich einen Streich spielen, aber einen solchen, daß er dran denkt!...“

Er ruft den Hausierer an den Tisch.

„Sagen Sie, lieber Freund, haben Sie ein paar Hosenträger, — aber gute; ich kann nur die beste Sorte brauchen, verstanden?“

„Ob ich Hosenträger habe? Eine Frage!“ — antwortet der Hausierer, kramt hastig in seinem Kasten und reicht dem Frager ein Paar Hosenträger. — „Da haben Sie, was Sie brauchen, Herr, das Beste vom Besten, die Hosenträger halten Ihnen zwanzig Jahre...“

„Was kosten sie?“

„Einen Gulden.“

Wortlos zieht der Kunde einen Gulden aus der Hosentasche und reicht ihn dem Hausierer; der nimmt zögernd das Geld, kratzt sich den Kopf und zieht mit langem Gesicht ab.

„Nun,“ — wendet sich der Händler zu seinen Freunden — „wie gefällt euch der Streich, den ich dem Hausierer gespielt habe? Ich habe einfach nicht versucht zu handeln. Ein Gulden? — da hast du einen Gulden. Jetzt hat er's. Unbesorgt, er wird sich jetzt eine hübsche Weile den Kopf kratzen und das Herz wird ihm wehtun, weil er nicht zwei Gulden gesagt hat.“

57. DIE UHR DES MAIMONIDES¹⁾

In ein Antiquitätengeschäft kam ein Sammler und verlangte besonders wertvolle und seltene Stücke zu sehen. Der Händler suchte in allen Winkeln des Ladens nach etwas Passendem, was er dem Kunden vorlegen könnte. Da fiel sein Blick auf eine alte Taschenuhr; die zeigte er dem Kunden und sagte:

„Sehen Sie, Herr, diese Uhr ist eine der größten Seltenheiten, die es auf der ganzen Welt gibt. Sie wissen ja, daß Maimonides ein berühmter Arzt war — sehen Sie, nach dieser Uhr hat Maimonides sich gerichtet, wenn er

¹⁾ Maimonides, jüdischer Philosoph und Arzt in Spanien, lebte im 12. Jahrhundert.

den Puls seiner Kranken zählte; er hat sie von seiner Reise nach Amerika mitgebracht . . .“

„Was reden Sie da!“ — fiel der Kunde verwundert dem Händler ins Wort — „Maimonides war in Amerika? Zur Zeit des Maimonides hat man doch von der Existenz Amerikas nichts gewußt!“

„Da haben Sie's!“ — entgegnete der Händler — „Das ist ja das Merkwürdige, und eben deshalb ist diese Uhr ein so seltenes Stück!“

58. HELL UND DUNKEL

Es war einmal ein Jude, mit Namen Meier Eliahu Henoch. Er war Kaufmann in einer galizischen Stadt und es ging ihm, wie es eben einem Kaufmann geht: einmal geht's und einmal geht's nicht . . . Wenn er Freitag für den Schabbes nach Hause kam, war sein erstes, daß er der Frau auftrug, was für Sabbathkerzen sie kaufen sollte. Hatte er gute Geschäfte gemacht, so hieß er die Frau kleine Zweikreuzerkerzchen kaufen. Hatte er aber schlechte Geschäfte gemacht und Geld verloren, so trug er seiner Frau auf, alle Lampen anzuzünden und große dicke Kerzen zu kaufen, damit die Stube festlich erleuchtet sei.

Die Frau wunderte sich über diese Anordnungen, aber als brave jüdische Frau tat sie, was der Mann sie geheißen hatte. Einmal aber konnte sie sich nicht enthalten, zu fragen: „Was bedeutet das?“

Darauf der Mann: „Die Sache ist so. Mache ich gute

Geschäfte, so bin ich natürlich froh darüber. Da will ich, daß auch die anderen Juden in der Stadt sich freuen sollen. Wenn sie nun sehen, daß bei Meier Eliahu Henoch Zweikreuzerkerzen brennen, glauben sie natürlich, daß es mir schlecht geht und freuen sich darüber. Mache ich aber schlechte Geschäfte und kränke mich darüber, will ich, daß sie sich auch kränken. Wann kränkt sich ein Jude? Wenn er sieht, daß es dem anderen gut geht. Wenn sie nun sehen, daß meine Stube hell erleuchtet ist, so kränken sie sich sicher. Verstehst du?“

59. TAUSEND GULDEN

Ein jüdischer Kaufmann benötigte einmal dringend 1000 Gulden und wußte nicht, wo er sie aufreiben sollte. In schweren Sorgen ging er durch die Gasse und sprach zu sich: „Wenn Gott mir helfen wollte, daß ich einen Tausender finde, wäre ich hoch zufrieden. Wenn ich aber um einen Gulden weniger fände, so würde ich mich gar nicht darum bücken, denn was nützen mir 999 Gulden, da ich genau auf den Kreuzer 1000 brauche?“

Hinter dem Juden ging ein Christ, der hörte das und wollte mit dem Juden seinen Spaß haben. Er nahm 999 Gulden aus der Tasche und warf sie auf den Boden.

Wie der Jude das Geld sieht, hebt er es auf. Der Christ beginnt um sein Geld zu zittern, läuft dem Juden nach, und ruft: „He, Jude! Das sind nicht mehr als 999 Gulden, gib sie zurück!“ — „Das macht nichts! Ich

erinnere mich gerade, daß ich noch einen Gulden zu Hause habe!“

60. TESTAMENTVOLLSTRECKUNG

Ein reicher Goj war gestorben. In seinem Testament hatte er sein ganzes Geld seinen drei besten Freunden zu gleichen Teilen vermacht, und zwar einem Deutschen, einem Russen und einem Juden, mit der Bedingung, daß jeder von ihnen ihm hundert Rubel ins Grab lege. Der Goj hatte ein prächtiges Begräbnis. Eine Unzahl Menschen, Juden und Gojim, folgten dem Sarg. Der Zug kommt auf den Friedhof. Der Sarg wird ins Grab gesenkt. Die drei Freunde treten vor, um die Testamentsbedingung zu erfüllen. Der Deutsche legt hundert Rubel ins Grab, lauter Goldstücke; nach ihm kommt der Russe: er legt einen Hundertrubelschein dazu; zum Schluß kommt der Jude: der steckt die zweihundert Rubel ein und legt einen Wechsel auf dreihundert ins Grab.

61. IM SCHWEISSE DEINES ANGESICHTES...

Zwei Juden fahren miteinander im Wagen. Die Fahrt dauert lang und so verkürzt man sie durch ein Gespräch. Das kommt natürlich auf Geschäft, Beruf, Lebensweise. Der eine sagt: „Ich bin, keinem wünsch' ich's, ein armer Mann; ich verstehe nur nicht, warum die Schrift sagt:
72

„Ein Armer gleicht einem Toten.“ Das ist nicht richtig, denn ein armer Mann muß genau so essen wie ein Lebender. Da man essen muß, muß man arbeiten. So arbeite ich — Sie hören? — wie ein Lasttier. Ich bin Schuster, sitze den ganzen Tag auf meinem Dreifuß und schwitze mich ab; dabei schlage ich kaum das nackte Leben heraus. Was für eine Arbeit haben Sie?“

Der andere: „Meine Arbeit sieht ein bißchen anders aus. Für mich schwitzen andere Leute und ich lebe vom Schweiß anderer.“

„Das könnte ich nicht. Die Bibel sagt doch ausdrücklich: ‚Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen.‘ Es heißt also: d e i n e s Angesichtes, nicht s e i n e s Angesichtes.“

„Es kann stehen, was da will — ich lebe vom Schweiß der anderen; habe ich es nötig, selber zu schwitzen, wenn andere für mich schwitzen? Und je mehr Leute bei mir schwitzen, desto besser geht es mir — was scheren mich Ihre Bibelverse?“

„So, da sind Sie also ein Ausbeuter! Wahrscheinlich haben Sie eine große Fabrik und saugen Ihren Arbeitern das Mark aus den Knochen! Haben Sie viele Arbeiter?“

Der andere lacht: „Ha, ha, ha! Fabrik ist gut! Ich bin der Diener im Schwitzbad!“

62. DAS GESCHÄFTSGEHEIMNIS

Ein Jude betrieb einen Weinhandel. Wasser gab es in der Stadt genug und der Jude war der Ansicht, zuviel

Wein sei ungesund; so gab er sich Mühe, daß die Chassidim und die Gojim, die seinen Wein tranken, sich nicht schweinemäßig besaufen können. Und Gott war mit ihm, das Geschäft ging gut, er war ein frommer, wohlthätiger Mann, und Wasser gab es genug in der Stadt. Aber wie die Geschäfte auch gehen mögen, ob gut oder schlecht, ewig kann man nicht leben. So kam auch für unseren Weinhändler der Tag, da er sterben mußte. Da versammelte er seine Söhne um sich und sprach mit ersterbender Stimme:

„Hört zu, liebe Kinder. Ich muß sterben, ich weiß es. Da ihr mein Geschäft weiterführen werdet, will ich euch vor meinem Tode ein großes Geheimnis anvertrauen, das sehr wichtig ist für den Weinhandel: so wisset denn, liebe Kinder,“ — hauchte der Sterbende, — „Wein kann man auch aus Trauben machen.“

63. FIXE PREISE

Ein Jude kommt in ein Kleidergeschäft einen Anzug kaufen. Er sieht einen Anzug, der ihm gefällt und sagt dem Geschäftsinhaber: „Hören Sie, ich handle prinzipiell nicht und zahle, was Sie verlangen; aber Sie müssen mir den äußersten Preis machen.“

Drauf der Kleiderhändler: „Das haben Sie mir nicht erst sagen müssen; ich habe nicht die Gewohnheit, den äußersten Preis zu nennen, denn in meinem Geschäft gibt es nur fixe Preise.“

Der Kunde: „Was kostet dieser Anzug?“

„Was soll er kosten? Ich sage nicht 30, nicht 25, nicht 20 Rubel; aber weniger als 18 Rubel kann ich nicht nehmen.“

Der Kunde: „Und ich sage nicht drei Rubel, nicht vier, nicht fünf Rubel, aber mehr als 10 Rubel gebe ich nicht.“

Der Chef zum Angestellten: „Chaim, pack' ein den Anzug!“

64. DER MANN, DER ÜBERNACHTET

Zu einem reichen Juden kam ein armer Verwandter und bat ihn, er möge ihm irgendeine Anstellung geben, welcher Art sie auch wäre. Der Reiche bot ihm verschiedene Stellen in seinen Unternehmungen an, aber keine war dem Petenten recht: die eine Stellung paßte ihm nicht, die andere war ihm zu schwer, für die dritte hatte er keine Vorkenntnisse und so ging es weiter.

Dem Reichen riß die Geduld: „Da dir keine Stelle recht ist, die ich dir biete, so sag' mir du selbst: was für eine Stelle willst du bei mir haben?“

„Ich werde dir etwas sagen“ — war die Antwort — „Es kommt doch vor, daß bei dir alle zusammen wegfahren, sagen wir, zu einer Hochzeit oder dergleichen; da bleibt die Wohnung leer. In solchen Fällen braucht man doch jemanden, der in der Wohnung übernachtet. Siehst du, die Stelle möcht' ich haben, und zwar dauernd.“

65. EIN GUTER RATGEBER

Zu einem jüdischen Großkaufmann kam sein armer Schwager und wollte eine Anstellung haben.

„Kannst du Bücher führen?“ — fragte der Kaufmann.

„Nein, Bücher führen kann ich nicht.“

„Könntest du mir die Korrespondenz führen?“

„Nein, auch nicht.“

Der Kaufmann zählte noch allerhand Beschäftigungen auf und fragte, ob der Schwager sie versehen könnte, doch der antwortete stets mit Nein.

„So sag' mir selbst — was kannst du eigentlich?“

Der Schwager dachte eine Weile nach, dann sagte er bedächtig:

„Hör' zu: Gott hat dir geholfen und du machst heute große und verwickelte Geschäfte; da brauchst du wirklich, so wahr ich lebe, immer jemanden, mit dem du dich beraten kannst, der dir einen Rat gibt, wenn es nötig ist. Siehst du, dafür bin ich der richtige Mann; ich will mich nicht selber loben, aber du kannst mir glauben — ich bin ein ausgezeichnete Ratgeber!“

„Wirklich? Da kann ich dich gerade brauchen!“ — war die Antwort — „Wenn du ein so guter Ratgeber bist, so gib mir gleich den ersten guten Rat: Wie werde ich dich los?“

66. FREUNDLICHER TROST

Ein Jude baut sich ein neues Haus. Wie das Fundament gelegt wird, steht er dabei und gibt die nötigen

76

Anweisungen. Da geht ein Bekannter vorüber und grüßt: „Guten Morgen, Reb Janke! Ihr baut? Viel Glück!“

Darauf der Bauherr: „Vorläufig sehe ich nichts vom Glück — Ihr seht selbst — man nimmt sein Geld und legt es in die Erde.“

„Nur keine Sorge, Reb Janke! So Gott will, werdet Ihr bald zu eurem Geld kommen.“

67. GELD UND WASSER

Ein Milchhändler fuhr mit seinem Wagen im Winter über einen gefrorenen Fluß. Das Eis brach ein und Wagen und Lenker sanken. Auf die Hilferufe eilten Leute, Juden und Christen, herbei und es gelang ihnen, den Milchhändler aus dem Wasser zu ziehen. Der Wagen mit der Milch freilich war verloren. Als der Milchhändler patschnaß ans Ufer kam, entdeckte er, daß er seinen Geldbeutel, darin er die Losung für die Milch aufbewahrte, im Wasser verloren haben mußte. Er begann zu jammern und zu wehklagen. Da geht ein Jude auf ihn zu und tröstet ihn: „Was nützt das Jammern? Dein Geld ist dahingegangen, woher es gekommen ist; vom Wasser ist es gekommen und ins Wasser ist es gegangen.“

68. RÜCKSICHT AUF DIE GESUNDHEIT

Ein Fuhrmann hatte die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit kräftig zu fluchen: „Die Cholera dir ins Ge-

bein!“ „Ein Geschwür im Bauch sollst du kriegen!“ „Der Teufel soll euch alle holen!“ Den Leuten, die mit ihm fahren, war das gar nicht recht. Eines Tages geht ein Jude auf den Fuhrmann zu und fragt ihn: „Was kostet es von hier bis nach Kowno?“ — „Drei Rubel“, antwortet der Fuhrmann. „Ich gebe dir sechs Rubel“, erwidert der Jude, „aber du darfst nicht fluchen; wie du ein Schimpfwort aussprichst, bekommst du keinen Groschen.“

Der Fuhrmann stimmt zu und die Fahrt beginnt. Nach einer halben Stunde Wegs stößt der Wagen an einen Stein und kommt nicht weiter. Der Fuhrmann springt vom Bock und ruft: „Die Cho . . . psst! Sechs Rubel sind Geld.“ Er repariert den Wagen und fährt weiter. Nach einer halben Stunde wird ein Rad locker. Der Fuhrmann springt wieder vom Bock: „O, die Chol . . . psst! Sechs Rubel sind Geld!“ Er repariert wieder den Schaden und fährt weiter. Aber nach einigen Minuten geht es wieder nicht. Der Fuhrmann springt ab, läuft zum schadhaften Rad und ruft: „Die Cholera dir ins Gebein, aber kräftig! Aaah! Sechs Rubel sind zwar Geld, aber meine Gesundheit ist mir lieber.“

69. DER SEILTÄNZER

Ein armer Jude kommt in eine Stadt, um dort Verdienst zu finden. Aber er findet nichts Rechtes. Da hat er einen Einfall: er läßt in der ganzen Stadt Plakate anbringen; die kündigen an, daß er an einem bestimmten

78

Tag gegen ein Eintrittsgeld von fünf Kopeken pro Person auf einem Seil über den Fluß gehen werde.

Am Tag der Produktion strömt die ganze Judenschaft der Stadt mit Kind und Kegel beim Flußufer zusammen. Über dem Fluß ist in schwindelnder Höhe ein Seil gespannt, am Ufer steht der Jude und trifft die letzten Vorbereitungen für den Seilgang. Alles wartet gespannt, daß er das Seil besteigt.

Die Erregung ist aufs höchste gestiegen, da wendet sich der Jude an die Zuschauer: „Juden! Ihr müßt wissen, — auf einem Seil gehen kann ich nicht und wenn ich gehe, werde ich bestimmt in den Fluß fallen und ertrinken. Haltet ihr es also für recht, daß eueren fünf Kopeken zuliebe ein Jude ertrinkt, so werde ich gehen!“

70. DAS KALKÜL

Ein Großunternehmer trifft einen alten Freund. Das Gespräch kommt bald auf das Geschäft und der Unternehmer schüttet dem Freunde sein Herz aus:

„Die ganze Welt glaubt: wenn unsereins so viel anpackt, so machen wir glänzende Geschäfte und von jedem Geschäft bleibt mir ein Scheffel Gold. Keine Spur! Ich sage es dir ehrlich: es gibt kein Geschäft, bei dem ich nicht zusetze — von Verdienst ist keine Rede!“

„Aber woher nimmst du das Geld, um jedesmal zuzusetzen?“

„Ich will dir das Geheimnis verraten: ich fange jedesmal ein noch größeres Geschäft an, damit ich so den

früheren Verlust decken kann; etwas bleibt dabei fürs Essen . . .“

„Aber das muß doch einmal ein Ende haben?“

„Was für ein Ende? Schließlich hilft Gott und mitten drin stirbt man.“

71. DIE LÖWEN

In eine Stadt kam ein Zirkus mit einer Menagerie von wilden Tieren, Bären, Leoparden, Wölfen usw.; darunter war auch ein Löwe. Der zweite, den der Zirkusbesitzer besessen hatte, war ihm kurz vor der Ankunft in die Stadt verendet. Da er aber auf den Plakaten „zwei dressierte Löwen“ angekündigt hatte, wollte er sein Versprechen halten. Nun besaß er noch das Fell des verendeten Löwen und beschloß, jemanden zu mieten, der bei ihm als Löwe auftreten würde. Er ging zu einem armen Juden und bot ihm sechs Rubel, wenn er sich jeden Abend ins Löwenfell einnähen lasse und so auftrete.

Der Jude war einverstanden und kam gegen Abend in den Zirkus, wo er in die Löwenhaut gesteckt wurde. Die Vorstellung begann und die erste Nummer war das Auftreten der zwei dressierten Löwen. Zuerst kam unser Jude in die Arena, schritt auf allen Vieren auf und ab, knurrte und schlug mit dem Schweif wie ein richtiger Löwe. Da sah er, wie aus der anderen Tür ein Löwe in die Arena sprang und geradewegs auf ihn zulief. Erschrocken schrie der Jude in der Löwenhaut auf: „Sch'ma

80

Jisroel¹⁾!)“ Und der zweite Löwe ergänzte: „Adonoj elohejnu, adonoj echod²⁾!)“

72. ES LOHNT NICHT ...

Der reichste Mann der Stadt traf eines Tages den Schneider und sah, daß er einen ganz zerrissenen Rock trug. „Das versteh' ich nicht,“ sagt er zum Schneider, „du bist doch selber Schneider, warum flickst du deinen Rock nicht?“

Drauf der Schneider: „Wo soll ich die Zeit hernehmen, um meinen Rock zu flicken? Da muß der Anzug für den Sohn des Gutsherrn fertig werden, da braucht der Row, er soll leben und gesund sein, ein paar Hosen; für mich selber habe ich keine Zeit.“

Der Reiche war ein gutherziger Mann und ihm tat der Schneider leid. Er gab ihm einen Rubel und sagte: „Da ist ein Rubel zum Ersatz für deine Zeit; flicke dir deinen Rock aus.“ Der Schneider dankte und ging.

Einige Tage später trifft der Reiche den Schneider wieder und des Schneiders Rock ist zerrissen wie zuvor. Er stellt ihn: „Betrüger, warum hast du dir deinen Rock nicht geflickt?“ — „Wissen Sie, ich habe mir die Sache überlegt; für den Preis lohnt sich die ganze Arbeit nicht.“

¹⁾ Der Anfang des Glaubensbekenntnisses: „Höre Israel ...“ Wenn ein Jude von Angst ergriffen wird, ruft er geradezu instinktiv die Worte „Sch'ma Jisroel“, die gegen Unheil schützen sollen.

²⁾ Die ergänzenden Worte des Glaubensbekenntnisses: „der Herr, unser Gott ist ein einzig“.

73. DER TERMIN

Ein Jude hatte für Montag eine Reise vor. Er ließ also Sonntag den Fuhrmann kommen und schärfte ihm ein, Montag mit seinem Wagen pünktlich zur Stelle zu sein. Genau ein Woche später ist der Fuhrmann zur Stelle.

Zornig empfängt ihn der Jude: „Du solltest doch vorigen Montag kommen! Glaubst du, ich werde eine ganze Woche auf dich warten?“

Drauf der Fuhrmann: „Ich kann nichts dafür!“

„Wer denn kann dafür? Ich?“

„Sie sicher nicht, aber ich auch nicht. Gesagt haben Sie mir, ich möge Montag kommen; das hab' ich Dienstag vergessen; Mittwoch habe ich gesehen, daß ich Donnerstag nicht werde kommen können; Freitag abends habe ich natürlich nicht kommen können wegen des Schabbes und Sonntag bin ich nicht gekommen, weil Sie mich doch für Montag bestellt haben — was wollen Sie also von mir?“

74. GUT GEFASTET

Ein jüdischer Fuhrmann hatte ein recht gutes Pferd. Aber da es ihm schlecht ging und er das Geld fürs Futter nicht hatte, beschloß er, dem Pferd das Fressen abzugewöhnen. Er ging methodisch zu Werke und verkleinerte dem Pferd die Haferration von Tag zu Tag.

Dann ließ er es einen Tag in der Woche fasten, nächste Woche zwei Tage und in der folgenden gab es bereits drei Fasttage für das Pferd. Zu seiner Freude lebte das Pferd ohne Futter weiter.

Eines Tages aber überlegt sich das Pferd die Sache und krepirt. Der Fuhrmann weint und klagt bitterlich: „Oh, Pferd, Pferd! Du hast schon so gut fasten können und jetzt gehst du mir drauf!“

75. DER BOCK

Ein Jude wollte einmal eine Ziege kaufen. Er ging in die Stadt und suchte eine Ziege. Da keine aufzutreiben war, kaufte er einen Bock.

Nach einiger Zeit brach unter den Ziegen der Gegend eine Seuche aus und alle krepirten. Aber auch der Bock, den der Jude gekauft hatte, entschloß sich mitzutun und ging drauf. Wie der Jude in den Stall kam und den Bock tot fand, wehklagte er: „Du bist mir der Richtigel Bock! Beim Melken warst du ein Bock, beim Sterben bist du plötzlich eine Ziege!“

76. DES SCHNEIDERS JENSEITS

Es war einmal ein Schneider; er übte sein Handwerk wie jeder Schneider. Und da jeder Schneider ein Dieb ist, war es auch unser Schneider. Man sagt so: Dieb. Die Hände hat er nicht in fremde Taschen gesteckt; aber

wenn ein Gutsherr ihm Stoff für einen Anzug brachte, schnitt er vor allem davon „Reste“ weg. Und so ein Restchen nahm er auch ohne Bedenken von dem Stoff, den ihm ein Jude brachte.

Eines Tages kam ein berühmter Maggid¹⁾ in die Stadt, in der unser Schneider wohnte. Natürlich hörte sich auch der Schneider die Predigt des Maggid an. Zufällig kam dieser auch auf die Schneider zu sprechen, welche „Reste“ beiseitelegen; und er sagte: „Ihr müßt wissen, liebe Brüder, die Schneider, die Reste beiseite legen, die werden im Jenseits ein schlimmes Gericht finden. Denn dort werden alle Reste gesammelt, die der Schneider abschneidet. Und stirbt er dann und kommt auf jene Welt, so trägt man ihm eine Fahne entgegen, die ist aus diesen Resten zusammengesetzt.“ So sprach der Maggid. Was ein berühmter Maggid sagt, ist heilig. Darum hörte der Schneider seither auf, Reste herunterzuschneiden; denn wenn er sich vorstellte, daß man ihm eine Fahne aus Resten entgeggetragen werde, wurde ihm schwarz vor den Augen...

Ein paar Wochen sind vergangen; da kommt ein reicher Christ zum Schneider und bringt ihm ein großes Stück Samt für einen Mantel. Wie der Schneider den Samt zuschneiden will, geht es ihm durch den Kopf: „Das gäbe einen schönen ‚Rest‘.“ Aber der Gedanke an die Fahne unterdrückt die Versuchung. Doch das Stück Samt auf dem Tisch ist so groß und so fein, daß es förmlich darnach schreit, ihm einen Rest abzuschneiden.

¹⁾ Wanderprediger.

Der Schneider ist ratlos: Von diesem Samt keinen Rest abzunehmen? ... Aber die Fahne! ... Da beginnt er auszurechnen, wieviel Reste er früher schon abgeschnitten hat und es ergibt sich: Die Fahne im Jenseits wird schrecklich groß sein. Da packt der Schneider die Schere: „Jetzt ist's schon alles eins! So soll auch ein Stückchen Samt in der Fahne sein.“

77. GEHALTSKLASSEN

Bei einem Getreidehändler war ein junger Mann angestellt, der hieß Mojschele; er hatte zwei Gulden Wochenlohn. Ein anderer Angestellter, der auch Mojschele hieß, bekam einen Wochenlohn von sechs Gulden. Der erste Mojschele war schon lange bei seinem Chef in Stellung und bekam noch immer seine zwei Gulden Wochenlohn. Das verdroß ihn und eines Tages beklagte er sich bei seinem Chef: „Warum bekomme ich eigentlich nur zwei Gulden und der andere kriegt sechs?“

„Gedulde dich ein wenig, ich werde dir bald antworten“, erwiderte der Chef.

Ein paar Tage später fahren an dem Hause des Getreidehändlers acht oder zehn Wagen vorüber, auf denen Bauern Mais führten. Der Händler ruft rasch den Zweigulden-Mojschele: „Geh' hinunter und erkundige dich, was die Bauern da führen.“

Der Zweigulden-Mojschele geht und kommt zurück: „Sie führen Mais.“

„Geh' hinunter und frage, wohin sie den Mais führen.“

Mojschele geht. Diesmal muß er schon laufen, denn die Wagen sind inzwischen weitergefahren; er kommt zurück und berichtet: „Sie führen den Mais nach Stanislau.“

„Geh' hinunter und frage, wem sie den Mais zuführen.“ Der junge Mann muß diesmal schon ordentlich rennen, denn die Wagen sind inzwischen schon eine gute Strecke weit weg. Atemlos kommt er zurück und rapportiert: „Sie führen den Mais zu Chaim Wattenberg.“

„Erkundige dich, was der Mais kostet.“ Jetzt muß Mojschele schon ein Pferd nehmen und den Bauern nachjagen. Nach einer Weile meldet er: „Der Mais kostet so und soviel.“

Drauf der Chef: „Bleibe eine Weile hier.“ Er ruft den Sechsgulden-Mojschele in sein Zimmer und sagt: „Geh', sieh nach, was mit den Wagen los ist, die vorbeigekommen sind.“

Der Sechsgulden-Mojschele eilt fort, nimmt ein Pferd, galoppiert den Wagen nach, kommt nach einer halben Stunde zurück und sagt: „Sie führen Mais nach Stanislau zu Chaim Wattenberg; der hat sechs Gulden für den Zentner gezahlt; ich habe sofort sechs Gulden zehn Kreuzer geboten und die Bauern fahren schon zurück, um den Kukuruz in unserem Speicher abzuladen.“

Da wendet sich der Chef zum Zweigulden-Mojschele: „Da siehst du den Unterschied zwischen dir und dem Sechsgulden-Mojschele.“

78. EIN GESCHÄFT FÜR LANGE ZEIT

In einer Stadt wohnte ein reicher Mann. Es ging ihm gut, die Geschäfte waren ausgezeichnet, Weib und Kinder konnten sich alles gönnen. Da kam ein großer Krach und so sehr er sich auch anstrengte, ein Geschäft zu machen, es ging nicht. Er beriet sich mit seinen Freunden, was er jetzt anfangen sollte, doch sie konnten ihm nicht raten.

Eines Tages besucht den Reichen ein armer Jude: „Ich habe gehört, Reb Mojsche, daß Sie ein Geschäft suchen. Ich habe lange darüber nachgedacht, ein Geschäft für Sie ausfindig zu machen. Und ich habe eines für Sie gefunden, ein sicheres Geschäft, ein Geschäft für viele Jahre. Geben Sie mir zweihundert Gulden und Sie haben ein Geschäft für Jahre.“

„Was ist das für ein Geschäft?“ fragte der Reiche.

„Psst, nicht so schnell! Erst geben Sie mir die zweihundert Gulden, dann sage ich Ihnen, was ich für Sie habe.“

Reb Mojsche gibt ihm die zweihundert Gulden und fragt ungeduldig: „Nun, das Geschäft?“ — „Sie haben mir die zweihundert Gulden gegeben; jetzt haben Sie ein Geschäft für viele Jahre — mich so lange zu mahnen, bis ich Ihnen das Geld zurückgebe.“

79. DIE BEGLICHENE SCHULD

Zwei jüdische Kaufleute fahren einmal durch einen Wald. Mitten im Wald halten zwei bewaffnete Räuber den Wagen an: „Juden, das Geld her oder wir knallen euch nieder!“ Man kann sich vorstellen, wie den beiden zumute war: Juden hören bekanntlich nicht gerne schießen, schon gar nicht, wenn das Schießen ihnen gilt. Aber die beiden Juden sehen ein, daß ihnen kein anderer Ausweg bleibt, und sie beginnen ihr Geld auszuliefern.

Schweren Herzens greifen sie schon in die Taschen, da erinnert sich der eine: „Ach, Janke! ich habe ja ganz vergessen — ich bin dir doch noch einen Tausender schuldig! Da hast du ihn und wir sind quitt!“

80. ER HAT GENUG

Reb Ruwen ist Großkaufmann. Er führt große Geschäfte und ist soweit ganz ehrlich. Einen fremden Groschen rührt er nicht an — freilich, es dauert lange, bis man ihm beweist, daß es ein fremder ist. Er führt auch ein großes Haus und da fragt man sich: Woher hat er so viel Geld? Bei Rothschild ist das leicht zu beantworten; in seinem Kontor gibt ein Kaiser dem anderen die Türklinke in die Hand. Aber Ruwen ist nicht Rothschild; wo nimmt er also das Geld her? Ganz einfach. Er macht große Geschäfte, hat einen guten Namen und hat Kredit. So nimmt er ein Darlehen in der Kommerzialbank auf; wenn er dort zurückzahlen muß, nimmt

er Geld in der Handelsbank auf. So bezahlt er die Kommerzialbank mit dem Geld der Handelsbank und die Handelsbank mit dem Geld der Kommerzialbank. Das geht so drei Jahre zwischen den beiden Banken hin und her. Endlich wird ihm die Geschichte zu dumm und er stellt die Zahlungen ein. Es regnet Vorwürfe: „Was soll das heißen? Wie kommt das?“ Drauf Ruwen: „Was wollt ihr eigentlich von mir? Bin ich ein Schammes oder ein Laufbursche? Ich soll hin und her laufen, von der Kommerzialbank zur Handelsbank und von der Handelsbank zur Kommerzialbank? Krank sind sie, sich gegenseitig selber auszuzahlen? Ich lauf' nicht mehr herum. Ich habe genug!“

81. DAS WEISSE PFERD

In der Stadt war es Brauch, wenn einer bankrottiert hatte, vor seinem Haus ein weißes Pferd anzubinden. Eines Tages bankrottiert wieder einmal ein kleiner Kaufmann und vor seinem Haus wird, wie üblich, das weiße Pferd angebunden. Nach einer Weile gehen zwei Diebe vorüber, sehen das Pferd und führen es mit. Wie das die Leute sehen, laufen sie den Dieben nach. Die erschrecken, binden das Pferd rasch am nächsten Haus an und laufen davon.

Das Haus, an dem das Pferd angebunden war, war das des reichsten Juden der Stadt. Alle lachen und einige Leute gehen herauf, um dem Reichen den spassigen Vorfall zu erzählen: „Reb Schmul, schauen Sie rasch aus

dem Fenster, was die Diebe angestellt haben — sie haben das weiße Pferd an Ihrem Haus angebunden; alle Leute werden meinen, Sie hätten bankrottirt.“ Reb Schmul geht zum Fenster und sieht, daß die Umstehenden sich anschicken, das Pferd loszubinden; da ruft er ihnen zu: „Gebt euch keine Mühe! Wenn es schon dasteht, so soll es stehen bleiben!“

VI. JÜDISCHE REICHE

82. DER MILLIONENTRAUM

Wenn ich drei Millionen Rubel hätte, wißt ihr, was ich täte? Für eine Million kaufe ich Mehl, für die zweite Million Rosinen; dann möchte ich einen großen Sabbatkuchen backen und hineinübersiedeln. Die dritte Million aber, — die lasse ich mir für Pessach.

83. DIE GENÜSSE DER REICHEN

Ein armer Jude, der als Talmudgelehrter hohes Ansehen genoß, war beim reichsten Mann der Stadt zum Abendessen geladen. Er zieht seinen Sabbatrock an und geht hin. Beim Nachtmahl werden die feinsten Speisen aufgetragen; herrliche Fische, knusprige Enten, kurz das Beste vom Besten. Dazu gibt es vorzügliche Getränke. Am meisten aber hat es dem Gast ein Kuchen angetan, wie er ihn noch nie gegessen hat. Er fragt die Frau des Hauses, wie ein solcher Kuchen zubereitet wird, und erhält die Auskunft: „Man nimmt drei Pfund feines Mehl, zwei Pfund Zucker, acht Eier, ein Glas Wein, so und soviel Lot Rosinen, Mandeln und dergleichen, und bereitet daraus den Kuchen.“

Wie der Jude heimkommt, erzählt er seiner Frau von den feinen Gerichten, die er vorgesetzt bekommen hat;

über alles aber lobt er den Kuchen: „Einen solchen Kuchen mußt du mir machen!“

„Warum nicht?“ erwidert die Frau. „Sage mir, wie er zubereitet wird, und ich mache ihn dir.“

Drauf der Mann: „Man nimmt drei Pfund Mehl . . .“

„Drei Pfund Mehl? Soviel habe ich nicht,“ fällt ihm die Frau ins Wort, „zwei Pfund werden auch genügen.“

„Gut, meinetwegen, zwei; dann zwei Pfund Zucker . . .“ — „Zwei Pfund Zucker? Woher nimmt man zwei Pfund Zucker? Ein halbes Pfund wird auch genügen!“

„Meinetwegen ein halbes Pfund; dann acht Eier . . .“

„Acht Eier? Mehr als zwei kann ich nicht erschwingen!“

„Gut, also zwei; dann noch ein Glas Wein . . .“

„Woher soll ich Wein nehmen?“

„Gut, keinen Wein; dann so und soviel Rosinen und Mandeln . . .“

„Rosinen und Mandeln sind jetzt sehr teuer, wie soll ich sie bezahlen?“

„Also meinetwegen keine Rosinen und Mandeln.“

Die Frau macht den Kuchen nach dem Rezept. Wie er fertig ist, schneidet sie ihn an, versucht ein Stückchen und ruft: „Von allem Schlechten will ich so wissen, wie ich weiß, was den reichen Leuten eigentlich so gut schmeckt!“

84. HEIMGEZAHLT

Moses Montefiore¹⁾ war in königlicher Audienz. Mit ihm war ein Minister, der dem Juden Montefiore nicht wohl gesinnt war; dieser Minister war vor kurzem von einer Afrikareise zurückgekehrt und um Montefiore aufzuziehen, erzählte er: „Auf meiner Reise war ich in einer Stadt, wo es weder Juden noch Schweine gibt.“ Montefiore erwiderte: „So, dann fahren wir zwei doch hin! Dann werden beide Gattungen vertreten sein!“

85—88. VON ROTHSCHILD

I.

Ein Jude kam nach Paris; einer seiner Landsleute, der ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigt, führt ihn auch auf den jüdischen Friedhof. Dort sehen sie unter anderem das Grab Rothschilds mit einem schönen großen Grabstein. Der Jude betrachtet den Grabstein lange und aufmerksam, dann wendet er sich an seinen Pariser Freund: „Siehst du, Jankele, d a s heißt gelebt!“

II.

Ein Schnorrer kommt zu Rothschild. Er setzt sich in den Kopf, unbedingt Rothschild selbst zu sprechen; es

¹⁾ Moses Montefiore ist eine der populärsten Persönlichkeiten im Judentum und unzählige Anekdoten kursieren über ihn.

sei sehr dringend. Nach langem Bemühen gelingt es ihm, in Rothschilds Privatwohnung Einlaß zu finden. Er wartet in einem Zimmer, in dem zwei Töchter des Barons vierhändig Klavier spielen. Der Jude sieht zu.

Nach einer Weile tritt Rothschild ein und fragt den Juden, was er wünscht.

„Eine Kleinigkeit, ich möchte Sie um ein Almosen bitten.“

„Wegen eines Almosens haben Sie mich selbst bemühen müssen? Das konnten Sie doch meinem Sekretär sagen?“

„Hören Sie, Herr Baron,“ antwortet der Jude, „Kuponschneiden verstehen Sie; Schnorren aber versteh' ich besser als Sie!“

Rothschild lacht und gibt dem Juden ein Almosen; der geht; wie er heimkommt, sagt er: „Ich verstehe nicht, warum man solche Wunder von Rothschilds Reichthum erzählt. Ich habe nichts davon bemerkt: zwei Mädels spielen bei ihm auf e i n e m Klavier!“

III.

Zwei Schnorrer beschließen, Rothschild anzubetteln. Wie sie zu Rothschilds Haus kommen, sagt der eine zum andern: „Weißt du was? Geh' du hinein, ich warte draußen.“ Der erste geht; wie er eintritt, fragt ihn ein Diener, was er wünscht. „Ich komme um ein Almosen.“ Der Diener schickt ihn zum Kassier und der Jude bringt seine Bitte vor. Der Kassier gibt ihm einen Zettel, schreibt etwas darauf und schickt den Juden zum Sekretär. Der

96

Jude kommt mit dem Zettel zum Sekretär; der liest ihn, schreibt einen neuen Zettel und schickt den Juden zum Generalsekretär. So schickt man ihn eine volle Stunde vom Kassier zum Sekretär, vom Sekretär zum Generalsekretär. Endlich ist er beim Generalsekretär. Der nimmt den Zettel und weist dem Juden die Tür. Der Schnorrer geht; wie er hinauskommt, fragt ihn sein Kollege, der gewartet hat: „Nun, was hast du gekriegt?“ — „Gekriegt hab' ich nichts; aber so eine Ordnung wie bei Rothschild habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen.“

IV.

Ein Jude steht auf der Straße, da fährt ein kleiner Junge, schön angezogen in einem eleganten Wagen vorüber. „Wer ist der Kleine?“ fragt der Jude einen Vorübergehenden. „Das ist der kleine Rothschild.“ Drauf der Jude nachdenklich: „So klein und schon Rothschild!“

89. DAS TESTAMENT

Der reichste Jude der Stadt ist gewöhnlich das größte Schwein. So auch der, von dem ich hier erzähle; ein Almosen oder ein Darlehen von ihm zu bekommen, kostete Schweiß und Blut. Eines Tages wurde dieser Reiche schwer krank. Der Bader und der Arzt wurden gerufen, doch es wurde immer ärger. Der Reiche fragte den Doktor, wie es stünde; der antwortete: „Da gibt es nur eine Hilfe: schwitzen; dann kann noch alles gut werden.“

Und er verschrieb ihm Medikamente zum Schwitzen. Der Reiche schluckte sie kílungsweise und wartete auf den Schweiß wie auf den Messias.

Als die Juden der Stadt hörten, es stehe schlecht mit dem Reichen, machten Sie sich Hoffnung, vielleicht wenigstens in seiner Sterbestunde von ihm etwas für die Gemeinde herauszubekommen. Eine Deputation jüdischer Bürger ging zu dem Kranken und redete ihm zu, für alle Fälle ein Testament zu machen. Der Reiche entgegnete, er brauche kein Testament: „Alles gehört meinem einzigen Sohn.“ Da redete ihm die Deputation ins Gewissen: „Das ist nicht recht; du mußt ein Testament machen und darin etwas der Judengemeinde hinterlassen.“

Sie redeten ihm solange zu, bis er einwilligte, ein Testament zu machen und der Gemeinde ein altes, baufälliges Haus für ein Greisenasyl oder etwas Ähnliches zu verschreiben. Die Deputation freute sich, daß sie wenigstens so viel aus ihm herausbekommen hatte, und setzte sich zum Schreiben nieder. Wie sie gerade beginnen, schreit der Reiche: „Halt, nicht schreiben: ich schwitz' schon!“

90. MITLEID

In einer Stadt lebte ein Jude, der sehr geizig und haterzig war. Er gab kein Almosen und tat keinem etwas Gutes — kurz, er war ein Mann ohne Mitleid. Seine Frau, die von Natur gutherzig war, kränkte sich sehr über die Hartherzigkeit ihres Mannes, doch sie vermochte

nichts dagegen auszurichten. Eines Tages kam ein Maggid¹⁾ in die Stadt. Unter seinen Zuhörern befand sich auch unser Jude; als er nach der Predigt des Maggid heimkam, sagte er zu seiner Frau: „Weißt du, Leje, die Predigt des Maggid hat mich zu einem anderen Menschen gemacht. Er hat so gesprochen, daß es jedem zu Herzen gehen muß; man muß — hat er gesagt — mit allen Menschen Mitleid haben. Von heute an will ich ein anderer Mensch werden; ich werde nicht mehr so hart sein und werde mit allen Menschen Mitleid haben.“

Diese Worte des Mannes freuten die Frau sehr und sie wartete ungeduldig auf die erste Gelegenheit, da ihr Mann sein Mitleid beweisen würde. Sie mußte nicht lange warten; in derselben Nacht — es herrschte ein furchtbarer Sturm und Schneetreiben — als Mann und Frau schon im Bette lagen und der Sturm wie ein Chor von bösen Geistern heulte, wurde an die Tür geklopft: „Gebet einem armen Juden Obdach! Ich erfriere, laßt mich herein!“

Wie der Mann diese Worte hört, seufzt er schwer: „O Gott, es ist zum Erbarmen, nebbich!“ Wieder klopft es an die Tür: „Habt Mitleid, gebt Obdach einem armen, nackten Juden!“ Der Mann war tief bewegt und schluchzte beinahe: „Ach, zum Erbarmen, so ein Jammer!“ Und je öfter es an die Tür klopfte, desto mehr nahm es sich der Mann zu Herzen und wehklagte: „O, Gewalt, so ein Jammer!“

Da sagt seine Frau: „Gesund sollst du mir sein; wenn

¹⁾ Wanderprediger.

du schon so sehr Mitleid hast, laß doch den Juden herein, laß ihn nicht draußen erfrieren!“

„Dummes Weib!“ antwortete der Mann. „Der Maggid hat gesagt, daß man Mitleid haben soll. Wenn ich aber den Juden einlasse, geht es ihm doch schon gut und ich kann nicht mehr mit ihm Mitleid haben!“

91. DAS DARLEHEN

Ein Jude kommt zu einem Reichen: „Reb Awrom, ich möchte Sie um ein Darlehen bitten.“

„Mit dem größten Vergnügen! Warum nicht? Wieviel brauchen Sie?“

„Weiß ich? Sagen wir — hundert Gulden.“

„Auf wie lange?“

Dem Juden wird es ein wenig schwül zumute, aber er sagt aufs Geratewohl: „Auf ganz kurze Zeit, auf drei Stunden.“

„Bitte, mit Vergnügen!“

Indes beginnt der Reiche zu fragen, wie es geht, wie es der Frau geht, wie den Kindern, dem, jenem, wie das Geschäft geht; dann kommt das Gespräch auf religiöse Dinge, man disputiert und philosophiert ein wenig und so vergehen vier Stunden.

Der Jude will gehen und sagt dem Reichen: „Reb Awrom, ich muß gehen; seien Sie so freundlich, geben Sie mir das Geld!“

Der Reiche zieht die Uhr: „Sie haben es für drei

Stunden verlangt; nun sind schon vier vergangen, Sie sollten es mir doch schon zurückgeben!“

92. DER TEMPELVORSTEHER

Ein Schuster kam eines Tages durch irgend einen Zufall zu Geld und wie das so geht, wurde er bald ein angesehenes Mitglied der jüdischen Gemeinde und sogar Tempelvorsteher. Sein früherer Spitzname „Jankel-Schuster“ geriet in Vergessenheit, er hieß fortan Jankel, der Gabbe¹⁾.

In derselben Stadt lebte ein großer Talmudgelehrter, der früher sehr reich gewesen, aber dann verarmt war. Diesen gelehrten Mann, der überall hohes Ansehen genoß, kränkte der Schuster gern in der Schul²⁾; er rief ihn nicht zur Thora auf und behandelte ihn überhaupt sehr unehrerbietig. Das verdroß den Talmudgelehrten und um es dem ehemaligen Schuster heimzuzahlen, stellte er sich immer, so oft der Tempelvorsteher zum Almemor³⁾ ging, ihm gegenüber auf und fuhr mit dem Daumen der rechten Hand zur linken, in der Art, wie ein Schuster die Ahle führt. Das brachte den Tempelvorsteher schier um den Verstand. Und eines Tages klagte er den Talmudgelehrten wegen dieser Handbewegung auf Ehrenbeleidigung.

¹⁾ Vorsteher.

²⁾ Synagoge.

³⁾ Erhöhter Platz in der Synagoge, wo die Thoravorlesung stattfindet.

Zur Verhandlung erscheinen beide Parteien: der Tempelvorsteher und der Talmudgelehrte, der auch einen Advokaten mitgebracht hat. Der Advokat plädiert für seinen Klienten, daß dieser die Handbewegung nicht in beleidigender Absicht macht, sondern aus krankhafter Nervosität. Der Richter spricht auf Grund dieser Angabe, die der Gelehrte bestätigt, den Beklagten frei.

Wie die Parteien das Gerichtsgebäude verlassen und der Gelehrte an dem Tempelvorsteher vorübergeht, macht er wieder die Gebärde mit dem Daumen und sagt: „Ich bin zwar nervös, du aber, Jankele, verstehst doch, was das richtig zu bedeuten hat.“

93. GUTE HOFFNUNG

In einer Stadt lebte ein reicher Mann; der erkrankte eines Tages lebensgefährlich. Die Ärzte hatten ihn bereits aufgegeben. In solchen Fällen wenden sich die Juden direkt an Gott und so rufen die Kinder des Kranken alle Schnorrer der Stadt zusammen und geben jedem zwanzig Groschen, damit sie Psalmen sagen und für die Genesung des Kranken beten.

Wie die Schnorrer aus dem Hause sind, sagt einer von ihnen: „Was sagt ihr zu unserem Rothschild? Zwanzig Groschen gibt er! So ein Geldsack hat fünfzig Groschen, auch einen ganzen Gulden zu geben!“

„Reg' dich nicht auf!“ beschwichtigt ein anderer. „So Gott will, wird beim Begräbnis noch einmal Geld verteilt.“

94. EIN SEGENSSPRUCH

In eine Stadt kam einmal ein Abgesandter der Jeschiwa von Woloschyn, um Spenden für diese hohe Schule religiösen Wissens zu sammeln. Da wurde ihm erzählt, der reichste Mann der Stadt gebe kein Almosen, und käme auch der größte Rabbi zu ihm. Das verdroß den Mann aus Woloschyn; er sagte: „Ich muß aus dem Schwein entweder eine große Spende herauskriegen oder ihm wenigstens ordentlich meine Meinung sagen.“

Er kommt zu dem Reichen und bringt sein Anliegen vor. Der Reiche fährt ihn an: „Für eine Jeschiwa? Keinen Heller! Mich kümmert es nicht, daß mir die ganze Stadt flucht, weil ich so hartherzig bin; Ihr seht ja: sie fluchen mir und Gott segnet mich mit allem Guten.“

Der Besucher steht auf und empfiehlt sich: „Guten Tag; Gott schenke Euch Gesundheit, möget Ihr mit jedem Tage reicher werden!“

Der Reiche ist erstaunt; er kann nicht begreifen, warum ihn der Mann so segnet. Er ruft ihn zurück, gibt ihm eine reiche Spende und fragt: „Warum habt Ihr mich gesegnet?“

Drauf der: „Das ist doch klar. Die ganze Stadt flucht Euch und genau das Gegenteil trifft ein. Da habe ich mir gedacht: Ich will Euch mit Gesundheit und Reichtum segnen, vielleicht trifft dann auch das Gegenteil ein.“

VII. STEHLEN — GOTT BEWAHRE!



95. DER ROW UND DER KUTSCHER

Ein Row muß in eine Kleinstadt fahren und dingt ein Fuhrwerk. Nach drei Meilen Fahrt bricht ein Rad. Da sagt der Kutscher zum Row: „Seid nicht böse, Rabbi; seid so gut, geht indes in die Schenke drüben, ich laufe zum Schmied, den Schaden beheben.“ Der Row geht in die Schenke und wartet.

Nach kaum fünf Minuten kommt der Kutscher: „Rabbi, wir können weiterfahren.“

„Weiterfahren? Und das Rad?“

„Es ist alles in Ordnung.“

„Wie ist das so rasch gegangen?“

„Ganz einfach, Rabbi: Ein Bauer ist vorbeigefahren, da hab' ich ihm sein Rad angedrollt¹).“

„Was hast du mit dem Rad gemacht?“

„Angedrollt habe ich es ihm, nun, sein Rad habe ich ihm angepfiffen¹).“

„Was heißt das: ein Rad anpfeifen?“

„Aber, Rabbi, nun, ich hab' ihm sein Rad angefädelt¹).“

„Hör', sprich mit mir wie ein Mensch, ich verstehe dich nicht!“

„Ganz einfach, Rabbi! Ein Bauer ist vorübergefahren, und wie er für eine Weile weg ist, hab' ich rasch ein

¹) Ausdrücke der Gaunersprache für „Entwenden“.

Rad von seinem Wagen genommen und — eins, zwei — an meinem angesetzt.“

„Wirklich ein auserwähltes Volk, meine Juden, sie drollen an, sie pfeifen an, sie fädeln an, aber stehlen — Gott bewahre! Das tun sie nicht!“

96. NEBBICH

Ein Trupp Arrestanten, darunter einige Juden, wurde ins Gefängnis geführt. Die Frauen auf der Straße bleiben stehen und schütteln bedauernd die Köpfe. Sie fragen einen von den jüdischen Arrestanten: „Warum wirst du eingesperrt?“ — „Wegen einer Paßgeschichte“, ist die Antwort. Großes Gejammer unter den Frauen: „O nebbich, wegen einer Paßgeschichte!“ Sie fragen einen zweiten Juden: „Warum mußt du mitgehen?“ — „Wegen einer Militärgeschichte.“ Wieder großer Jammer: „O nebbich, wegen einer Militärgeschichte!“ Ein dritter Jude, ein kräftiger Bursche, kommt im Trupp vorüber; auch ihn fragen die Weiber: „Warum führt man dich?“ — „Ich bin nebbich ein Dieb!“

97. FEINE NUANCIERUNG

Zwei Juden wohnen in einem Hotel im selben Zimmer. Eines Morgens gehen sie zugleich fort und ein Stück Wegs zusammen. Im Gehen fällt dem einen, ohne daß er es merkt, seine Geldtasche zu Boden. Der andere sieht

es, hebt die Tasche auf und gibt sie seinem Zimmergenossen; der dankt ihm herzlich.

Am nächsten Morgen — die beiden haben wieder im selben Zimmer geschlafen — vermißt der eine Jude seine Geldtasche. Er sucht in allen Winkeln, nichts zu finden. Große Erregung im Hotel, Anzeige bei der Polizei. Ein Polizist kommt, sucht noch einmal, findet nichts. Er fragt den Verlustträger, wer mit ihm das Zimmer teilt. Der antwortet, sein Zimmergenosse sei über jeden Verdacht erhaben; denn erst tagsvorher habe er ihm seine Geldtasche, die er, ohne es zu merken, verloren hatte, zurückgegeben. Der Polizist begnügt sich jedoch nicht mit dieser guten Leumundsnote, sondern nimmt bei dem zweiten Juden eine Leibesvisitation vor; und siehe da — die Geldtasche findet sich bei ihm!

Da fragt der eine Jude den anderen: „Ich verstehe das nicht; gestern hast du mir die Geldtasche zurückgegeben und heute hast du mir sie gestohlen?“

„Was ist da nicht zu verstehen?“ erwidert der andere. „Verlorenes Gut zurückgeben ist ein religiöses Gebot, aber stehlen ist mein Beruf, von dem lebe ich.“

98. DIE MÖHREN IM SACK

Ein Dieb steigt in einen Gemüsegarten ein, reißt eine Menge Möhren aus und steckt sie in einen Sack. Der Eigentümer des Gartens bemerkt es und faßt den Dieb: „Was soll das heißen? Du stiehlest meine Möhren?“ —

„Sie und ich sollen so leben, wie ich ganz unschuldig bin; es ist mir nie eingefallen zu stehlen; ein starker Regen und Sturm ist losgegangen, da bin ich in den Garten hinein und wollte mich unter einen Baum niederlegen. Der Sturm hat mich hin- und hergeworfen, da hab' ich mich an einem Grasbüschel anhalten wollen. Dabei hat sich eine Möhre losgerissen; und wie ich mich an einem anderen Grasbüschel anhalte, hat sich wieder eine Möhre losgerissen.“ Drauf der Gärtner: „Schön, ich glaube dir, aber wie sind die Möhren in deinen Sack gekommen?“

„Auch eine Frage!“

99. DER DIEB ALS EHEMANN

Bei einem Juden wurde eingebrochen. Als die Polizei den Tatbestand aufnahm, stellte sich heraus, daß der Dieb nur Gegenstände von geringem Werte mitgenommen, den wertvollen Schmuck und Wertpapiere, die im selben Zimmer lagen, aber unberührt gelassen hatte.

Nach ein paar Tagen wurde der Dieb dingfest gemacht; es war ein Jude. Er kam vor Gericht und der Richter fragte ihn: „Wieso kommt es, daß du die wertvollen Gegenstände nicht angerührt und nur die Kleinigkeiten mitgenommen hast?“

Drauf der Dieb: „Gesund sollen Sie mir sein, Herr Richter! Jetzt fangen Sie auch noch an; von meiner Frau habe ich deswegen schon genug zu hören gekriegt!“

100. DER JÜDISCHE RÄUBER

Es war einmal ein Jude, dem ging es von Tag zu Tag schlechter; schließlich hatte er sein letztes Geld verbraucht und hatte nichts zu essen. Er hatte gehört, daß in den Wäldern Räuber hausen, die ein gutes Leben führen. Da beschloß er, „Räuber“ zu werden. Gesagt, getan. Er band sich einen großen Sack um den Leib, steckte eine Hacke in den Gürtel, nahm Tallis und Tefillim¹⁾ und ging in den Wald.

So stand er also im Wald und wartete. Aber ein Jude hat bekanntlich kein Glück; er wartete und wartete, und niemand wollte kommen. Es wurde Abend; der „Räuber“ merkt, daß es dunkel wird und erinnert sich: „Es ist Zeit, Mincha²⁾ zu beten.“ Wie er so mitten im Beten ist, sieht er einen Juden durch den Wald gehen. Er winkt ihm mit der Hand und murmelt: „Mm ... Mm ...“³⁾. Der Jude sieht einen anderen, in einen Sack gehüllt, beten; aus seinen Gesten entnimmt er, er möge auf ihn warten. So bleibt er stehen.

Wie der „Räuber“ zu Ende gebetet hat, geht er auf den Juden zu und beginnt: „Das Geld her, oder ich schlage dich tot. Du mußt wissen — ich bin ein Räuber und gibst du mir nicht alles Geld, das du bei dir hast, so muß ich dich umbringen.“

Darauf der andere: „Ich bin ein armer Jude und habe

¹⁾ Gebetmantel und Gebetriemen.

²⁾ Erstes Abendgebet.

³⁾ Während des Betens darf der Jude nicht sprechen.

Frau und Kinder — wie kann ich dir das ganze Geld geben? Und wie kannst du es über dich bringen, mich zu erschlagen, hab' doch Mitleid mit meinem Weib und meinen zehn Kindern.“

Der Räuber denkt eine Weile nach: „Gut, du hast recht, du kannst einem leid tun. No, gib wenigstens einen Rubel her.“

„Was? Einen Rubel soll ich dir geben? Bin ich Rothschild?“

„Also gib mir zehn Kopeken.“

„Bist du verrückt? Ich soll dir auf einmal zehn Kopeken geben? Wer gibt einem Armen zehn Kopeken?“

„Also, gib wenigstens eine Zigarette.“

„Ich rauche nicht, wo soll ich im Wald eine Zigarette hernehmen?“

„Also eine Prise Schnupftabak.“

„Die kannst du haben.“ Er reichte ihm eine Prise Schnupftabak und zog seines Weges in Ruhe und Frieden.

101. NACH DES VATERS BEISPIEL

Ein Jude fährt am Abend vor einem Gasthaus vorüber. Da er Hunger verspürt, hält er an, läßt Pferd und Wagen vor der Tür stehen und tritt ein. Er nimmt Platz und läßt sich etwas zu essen geben; während des Essens kommt er mit seinem Tischnachbarn ins Gespräch und so vergeht die Zeit.

Nach ungefähr einer Stunde steht der Jude auf und will weiterfahren. Er kommt vor die Tür — Wagen und Pferd sind verschwunden. Wagen und Pferd kann nur einer von den Gästen im Hause gestohlen haben. So kehrt der Jude ins Gasthaus zurück, schlägt Lärm und schreit: „Auf der Stelle muß mein Pferd und Wagen wieder dastehen, sonst tu' ich, was mein Vater getan hat!“

Der Dieb, der sich wirklich unter den Gästen befand, erschrak: Gott weiß, was der Jude imstande ist! Er eilt aus dem Gastzimmer und bringt Wagen und Pferd zurück. Dann mischt er sich wieder unter die übrigen Gäste und sagt dem Juden, Pferd und Wagen stehen vor der Tür.

Wie der Jude sich entfernt, um weiterzufahren, geht ihm der Dieb nach und fragt: „Möchten Sie uns nicht sagen — was hat eigentlich Ihr Vater getan?“

Darauf der Jude: „Meinem Vater, er soll leben und gesund sein, ist einmal genau dasselbe passiert wie mir. Er hat damals Wagen und Pferd nicht zurückbekommen. So ist er zu Fuß gegangen: Ich wäre auch zu Fuß gegangen, genau so wie mein Vater!“

102. EIN DUTZEND LÖFFEL

Motke der Dieb lag an einem alten Übel krank zu Bette. Der Arzt kam, untersuchte ihn, verschrieb ein Rezept und sagte zu Motke:

„Nehmen Sie alle zwei Stunden einen Löffel.“

„Was für einen Löffel soll ich nehmen, Herr Doktor,

einen Zinnlöffel oder einen Silberlöffel?“ — fragt der Kranke.

„Das ist egal, es kann auch ein Zinnlöffel sein“ — antwortet der Doktor lächelnd.

„Lieber Herr Doktor,“ — entgegnet Motke mit ernster Miene — „seien Sie mir nicht böse, aber was kann das helfen, wenn ich alle zwei Stunden nur einen Löffel nehme und noch dazu einen gewöhnlichen Zinnlöffel? Glauben Sie mir, — ich habe schon versucht, in einer Minute ein ganzes Dutzend Löffel zu nehmen, nicht gewöhnliche, sondern silberne — und mein Leiden ist davon nicht besser geworden.“

103. UNSCHULDIG

Motke der Dieb saß wieder einmal wegen eines Diebstahls; diesmal waren es zwei Jahre. Als er heimkam, fand er Familienzuwachs; ein vier Monate altes Kind. Es war schwer krank, als Motke nach Hause zurückkehrte, und wenige Tage später starb es auch. Nach dem Begräbnis saßen Motke und seine Frau, wie es Brauch ist, Schiwe¹⁾). Ein Besuch kam und kondolierte. Motke quittierte die Beileidsbezeugung mit einem schweren Seufzer: „Lieber Freund, ich bin schon sehr oft in meinem Leben gesessen; aber so unschuldig wie diesmal bin ich noch nie gesessen.“

1) Schiwe sitzen — zum Zeichen der Trauer um einen Verstorbenen sitzen die nächsten Angehörigen acht Tage lang auf dem Boden oder auf niedrigen Schemeln.

*VIII. SCHNORREN UND KOSTTAG-
ESSEN*

104—106. VOM SCHNORREN

I.

Ein reicher Jude geht eines Tages vor der Stadt spazieren. Wie er so in Gedanken versunken dahingeht, tritt ein junger Mensch, groß und kräftig wie ein Bauer, auf ihn zu, und bittet um ein Almosen. Der Jude schaut ihn erstaunt an: „Ein Almosen? Ein so junger Mensch kann kein Handwerk lernen?“ — „Gesund sollen Sie sein, Herr! Was soll ich tun, wenn ich keine Arbeit finden kann?“ — „Arbeit? Auch eine Sorge! Und Steine klopfen kannst du nicht? Ein junger Mensch mit solchen Muskeln muß doch seine Kraft ausnützen!“ — Der Bettler tritt einen Schritt näher: „Das? O ja! Versuchen Sie nur, noch ein Wort zu reden und mir kein Geld zu geben — dann nütze ich meine Kraft aus, daß es Ihnen schwarz vor den Augen wird!“

II.

Im jüdischen Spital, wo die Bettler gewöhnlich übernachten, erzählen sie einander ihre Erlebnisse; einer erzählt: „Hört an, was mir heute passiert ist! Wie ich meinen Rundgang mache, komme ich auch zu Reb Schmul in die Küche. Da kommt die Frau des Hauses herein und fragt, was ich will. Ich antworte: ‚Was soll

ich wollen? Ein Almosen will ich.' Gegeben hat sie mir nichts, aber mich mit allerlei Namen belegt, hat mich geheißen zu gehen, woher ich gekommen bin und ist weg. So bin ich nebbich aus dem Hause des reichsten Mannes der Stadt ohne Almosen weggegangen. Doch was tut Gott? Wie ich aus der Küche herausgehe — finde ich in der Tasche einen silbernen Löffel."

III.

Ein Schnorrer kommt zu einem Mann, der als geizig weit und breit bekannt ist, und bittet ihn um ein Almosen. Der Reiche schreit ihn an: „Geh' zum Teufel! Ich gebe keine Almosen!“ und beschimpft ihn kräftig. Darauf der Schnorrer: „Das hab' ich mir redlich verdient! Warum hab' ich auch zu Ihnen kommen müssen? Soll der, der mich geschickt hat, selber zu Ihnen kommen!“ Wie der Reiche hört, daß der Schnorrer von jemandem geschickt wurde, wird er noch wütender und schreit: „Was ist das für eine Frechheit? Wer hat sich erlaubt, dich zu mir zu schicken?“ — „Was heißt wer? Der Dalles!“

107. DER GAST

In ein Gasthaus in einer kleinen Stadt kommt ein Jude von etwa 40 Jahren, gut angezogen, den langen Bart ordentlich gekämmt, einen schönen Hut auf dem Kopf und verlangt etwas zu essen. Der Wirt setzt ihm ein gutes Nachtmahl vor, der Jude ißt mit Behagen, nimmt

118

dann ein Zimmer auf und geht schlafen. Am nächsten Morgen läßt er sich wieder eine Mahlzeit vorsetzen, ißt und will gehen. Der Wirt hält ihn auf: „Herr, seien Sie so freundlich und bezahlen Sie; die Rechnung macht drei Rubel.“

Darauf der Gast: „Sofort, ich komme bald zurück.“

Der Wirt entgegnet: „Seien Sie nicht böse, aber Sie sind ein Fremder und bei mir ist es üblich, daß die Gäste zahlen, bevor sie weggehen.“

Der Jude ist gekränkt: „Was soll das heißen? Trauen Sie mir vielleicht nicht?“

„Ich traue Ihnen schon, aber seien Sie so gut und zahlen Sie.“

Da der Jude sieht, daß nichts zu machen ist, sagt er zum Wirt: „Sie haben wahrscheinlich schon heraus, daß ich Ihnen nicht bezahlen kann. Bis ich meinen Bettelgang erledigt habe, werde ich Ihnen zahlen können.“

„Was sind das für Ausreden?“ — fährt der Wirt los — „Wenn Sie von Haus zu Haus gehen, werden Sie höchstens 30 Kopeken zusammenbringen.“

„Was? Sie glauben mir nicht? So kommen Sie mit, gehen wir zusammen!“

Diese Zumutung empört den Wirt und er schreit den Juden an. Da nimmt der seinen Bettelsack, wirft ihn dem Wirt ins Gesicht und schreit: „Hol's der Teufel! Sie glauben mir nicht? So gehen Sie selber betteln!“

108. GESCHÄFT IST GESCHÄFT

Ein Schnorrer kommt am Freitag in eine Stadt und geht zum Row: „Rabbi, ich habe da einen Beutel mit etwas Geld und weiß nicht, wo ich ihn über den Sabbat¹⁾ aufbewahren soll; seid so gut, Rabbi, bewahret den Beutel bis Sonntag auf; Sonntag hole ich ihn wieder.“ Der Row übernimmt den Beutel; wie er ihn verschließen will, fällt der Beutel zu Boden und eine Menge Goldstücke hollert heraus. Der Row läßt ein paar Bürger der Stadt holen, sie zählen das Geld und finden mehr als 1500 Rubel. Der Besitz eines Schnorrers, der von Tür zu Tür geht! Wie der Schnorrer am Sonntag seinen Geldbeutel holen kommt, sagt der Row: „Das und das hat sich ereignet; du hast jetzt die Wahl: entweder geben wir dir das Geld zurück und geben dir einen Juden mit, der mit dir in die und die Stadt fährt und dir dort einen Laden einrichtet, damit du nicht betteln gehen mußt. Oder, wenn du das nicht willst, behalten wir das Geld und verwenden es für wohltätige Zwecke.“ Der Schnorrer denkt eine Weile nach und sagt dann: „Nein, behaltet das Geld; ich bleib' bei meinem Geschäft!“

109. EIGENER ZUCKER

Bei einem wohlhabenden jüdischen Bürger spricht ein Jude vor, ein Schammes²⁾ oder ein gewöhnlicher Schnor-

¹⁾ Am Sabbat darf man kein Geld bei sich tragen.

²⁾ Gemeindediener.

rer. Er wird freundlich empfangen, der Hausherr bittet ihn, Platz zu nehmen und fragt: „Wünschen Sie vielleicht ein Glas Tee?“ — „Ja. Warum nicht? Zu einem Glas Tee sagt man nie nein.“

Der Tee wird gebracht und eine Zuckerdose vor den Gast gestellt. Da sagt der Jude zum Hausherrn: „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber von Ihrem Zucker nehme ich nicht, ich habe meinen eigenen.“

„Was heißt eigenen?“ — entgegnet der Hausherr — „Wenn Sie zu mir kommen, nehmen Sie sich Zucker mit? Meinen Sie vielleicht, wir werden Ihnen nicht genug Zucker geben?“

Darauf der Jude: „Gott bewahre! Ich meine gar nichts Böses damit; aber ich trinke den Tee mit viel Zucker und da ich niemandem bemühen will, trage ich stets ein Säckchen Zucker bei mir und trinke den Tee mit meinem eigenen Zucker.“

Der Hausherr sieht, daß er gegen dieses „Prinzip“ nicht aufkommen kann und läßt dem Gast seinen Willen. Der Jude zieht wirklich ein Säckchen Zucker aus der Tasche und trinkt den Tee — ein paar Gläser — mit seinem Zucker.

Bevor er weggeht, nimmt er die Zuckerbüchse vom Tisch und schüttet ihren Inhalt in sein Säckchen. Der Hausherr sieht ihn verwundert an: „Was soll das bedeuten? Den Tee haben Sie mit Ihrem Zucker getrunken und jetzt schütten Sie die ganze Zuckerbüchse in Ihren Sack?“

„Was ist da nicht zu verstehen?“ — erwidert der Jude — „Von hier gehe ich zu anderen Leuten, dort

werde ich doch wieder den Tee mit meinem eigenen Zucker trinken. Woher soll ich soviel Zucker nehmen? Deshalb nehme ich Ihren Zucker mit, beim nächsten Besuch werde ich dann den Tee mit meinem Zucker trinken können. So tue ich es immer, denn ich trinke nicht gern Tee mit fremdem Zucker¹⁾!“

110. IN KOST

Ein Jude nimmt, wie es Sitte ist, an einem Freitag abend einen Armen aus der Schul²⁾ als Sabbatgast nach Hause. Der Sabbatgast, ein alter Jude mit grauem Bart, folgt seinem Gastgeber; der bemerkt aber, daß ein junger Mann dem Alten nachgeht. Sie kommen zum Hause des Gastgebers und der Alte tritt ein, der Junge nach ihm. Der Hausherr schweigt; er will doch am Sabbat keinem Juden die Tür weisen. Man setzt sich zum Essen — auch der junge Mann nimmt Platz, wäscht sich die Hände und beginnt ebenfalls zu essen. Der Gast sagt Kiddusch³⁾, der junge Mann ebenfalls. Der Gastgeber sagt kein Wort. Das Essen ist vorüber, das Tischgebet gesprochen, der Alte und der Junge wollen gehen. Da fragt der Hausherr den Gast: „Wer ist der junge Mann?“ — „Der? Das ist mein Schwiegersohn; er ist bei mir in Kost!“

¹⁾ Diese Anekdote wurde von Ossip Dymow in einem Lustspiel „Der Sänger seiner Trauer“ verwertet.

²⁾ Synagoge.

³⁾ Segensspruch über den Wein am Sabbat.

111. EIN KRANKENBESUCH

Der Abgesandte einer Jeschiwah kam in eine Stadt, um Geld für seine Schule zu sammeln. Er hört, daß in der Stadt ein reicher Mann lebt, der nie eine Spende oder ein Almosen gibt. Den beschloß der Kollektant ungeachtet aller Warnungen aufzusuchen. Gesagt, getan. Eines Tages kommt er zum Reichen. Er muß eine Weile warten, dann erscheint der Reiche und fragt nach den Wünschen des Besuchers. „Ich sammle für die und die Jeschiwa“ — antwortet der Kollektant. Der Reiche verzieht das Gesicht: „Sie haben doch sicher schon in der Stadt erfahren, daß ich keine Spenden gebe; was wollen Sie also?“ — Darauf der Besucher: „Es ist sonderbar mit den Reichen; wenn einer zu ihnen kommt, glauben Sie immer, der will ein Almosen. Ich bin zu Ihnen um kein Almosen gekommen, sondern um Ihnen einen Krankenbesuch zu machen.“ — „Einen Krankenbesuch?“ fragt der Reiche verwundert. „Bin ich denn krank? Ich bin doch, gottlob, allen Juden gesagt, gesund und stark!“ — „Nein,“ — antwortet der Jude — „Sie sind sehr krank. König Salomo sagt im Koheleth¹⁾ vom Reichtum: er ist eine üble Krankheit, von der der Besitzer schwere Sorge hat.“ Darauf der Reiche: „Da Krankenbesuch Ihnen so wichtig ist, warum sind Sie nicht zu anderen Kranken gegangen, sondern ausgerechnet zu mir?“ — „Das ist so,“ — erwiderte der Jude — „im Talmud heißt es an einer Stelle, daß ein Kranken-

¹⁾ Das Bibelbuch „Der Prediger“.

besuch dem Kranken ein Sechzigstel seiner Krankheit nimmt; wenn ich nun zu einem anderen Kranken gehe, etwa einem, der am Magen oder sagen wir am Dalles leidet, so bekomme ich ein Sechzigstel seiner Krankheit. Habe ich das nötig? Bekomme ich aber ein Sechzigstel Ihrer Krankheit, so macht das schon hübsche paar Tausender aus!“

112. DER BRUDER

Ein Schnorrer kommt zu einem Reichen und bittet ihn um ein Almosen. Der Reiche winkt ihm schon bei den ersten Worten mit der Hand ab und sagt: „Aber, mein Lieber, mach' dir keine Mühe; ich habe einen Bruder mit einem Dutzend Kinder; laß mich in Frieden, ich gebe nichts!“ Der Schnorrer geht und tritt beim Bruder des Reichen ein: „Ich habe gehört, daß Sie einen reichen Bruder haben, der Ihnen viel Geld gibt.“ — „Was? Der Bruder? Das Schwein?! Nicht eine Kopeke gibt er mir; wenn ich komme, wirft er mich die Treppe hinunter.“ Das ärgert den Schnorrer. „Was, mich betrügt der Reiche?“ Daher geht er wieder zum Reichen hin und hält ihm vor: „Sie haben mir gesagt, daß Sie mir nichts geben können, weil Sie Ihren Bruder unterstützen müssen; nun sagt mir Ihr Bruder, Sie geben ihm auch nichts . . .“ — „Was meinst du, wenn ich meinem Bruder nichts gebe, werde ich dir etwas geben?“

113. DIE FALSCHHE WELT

Zu einem Juden kommt ein Abgesandter einer Jeschiwah um eine Spende. Auf dem Tisch liegt ein Haufen Banknoten, die der Jude gerade zählt. Er unterbricht seine Tätigkeit, empfängt den Gast und kommt mit ihm in ein Gespräch. Mitten darin muß er für ein paar Minuten hinausgehen und sagt dem Besucher, der ja vertrauenswürdig ist: „Geben Sie, bitte, acht auf das Geld, wenn jemand kommt.“ Der Besucher hütet das Geld. Aber er kann der Versuchung nicht widerstehen, nimmt einen Dreirubelschein aus dem Haufen und steckt ihn in den Stiefelschaft. Der Jude kommt zurück, der Kollektant meldet ihm, daß niemand hier war; eine Weile später geht er. Wie er ein Stück Weges vom Haus entfernt ist, zieht er die Banknote aus dem Stiefelschaft — schaut sie sich näher an — sie ist falsch. „Ach“ — seufzte er — „wie falsch ist doch die Welt! So ein reicher Mann — und geht mich armen Mann betrügen!“

114. DER GROSSE BRAND

Ein Schnorrer geht von Haus zu Haus und erzählt, er komme aus einer kleinen Stadt, die durch einen Brand vollkommen zerstört wurde. Diese Erzählung wirkt überall, nur in einem Haus fragt man ihn:

„Haben Sie ein Dokument, das Ihre Angaben bestätigt?“

„Das Dokument ist leider auch verbrannt.“

115. ZU TEUER

Zwei Schnorrrer aus Litauen waren nach Warschau übersiedelt. Dort verloren sie einander aus den Augen und erst nach einigen Jahren begegneten sie einander zufällig auf der Straße. Große Freude; jeder will wissen, wie es dem andern geht:

„Was treibst du, lieber Freund? Eine ganze Ewigkeit haben wir uns nicht gesehen! Wie geht es dir hier in Warschau?“

„So, so!“ — antwortete der andere — „man lebt! Wie es geht? Immer besser, als gestorben. Und du, wie geht es dir?“

„So weit wäre es ja nicht schlecht, Gott sei Dank, das bißchen Brot hat man. Und was braucht ein Jude mehr? Aber leider war ich zwei volle Monate krank und das hat mich ganze zweihundert Rubel gekostet.“

„Was du sagst, zweihundert Rubel!? Schade, so wahr ich lebe! Für das Geld hättest du bei uns in Litauen zwei Jahre krank sein können!“

116. DIE MAJONNAISE

Ein Schnorrrer kommt zum reichsten Mann der Stadt und klagt, er habe seit zwei Tagen keinen Bissen im Mund gehabt. Der Reiche gibt ihm einen Rubel.

Ein paar Stunden später geht der Reiche in ein vornehmes Restaurant und dort sieht er den Schnorrrer behaglich am Tisch sitzen und eine Mayonnaise verzehren.

Wütend geht er auf ihn zu: „Dazu gehen Sie schnorren, damit Sie Mayonnaise essen können?“

„Das ist wirklich stark,“ — entgegnet der Schnorrer aufgebracht — „wie ich keinen Rubel in der Tasche hatte, k o n n t e ich keine Mayonnaise essen; jetzt, da Gott mir geholfen hat und ich einen Rubel bekommen habe, d a r f ich keine Mayonnaise essen; sagen Sie mir doch, Herr, — w a n n soll ich eigentlich eine Mayonnaise essen?“

117. DER SCHWAGER DES TODESENGELS

¶ Eine Frau, deren Mann gerade weggegangen ist, sitzt allein zu Hause. Da kommt ein Bettler und bittet um ein Almosen: „Mein Mann ist jetzt nicht zu Hause“ — sagt die Frau — „und ich habe kein Kleingeld.“ Darauf der Bettler: „Seien Sie nicht böse, liebe Frau, aber ich muß Ihnen etwas sagen: ich bin nämlich kein gewöhnlicher Jude und Sie müssen mir etwas geben.“ — „Wer sind Sie“ — fragt die Frau. — „Ich bin der Schwager des Todesengels.“ Die Frau erschrickt, der Jude beruhigt sie: „Keine Angst, ich werde Ihnen nichts tun; aber Sie müssen mir ein Almosen geben.“ Darauf die Frau: „Wenn Sie ein Schwager des Todesengels sind, so kommen Sie doch aus dem Jenseits und dort haben Sie sicher meine Eltern gesehen?! Wo sind sie und wie geht es ihnen?“ — „Selbstverständlich habe ich sie gesehen,“ — antwortet der Jude — „erst gestern habe ich mit ihnen gesprochen. Sie sind in der Hölle und es geht ihnen

nebbich sehr schlecht; sie haben nichts zu essen und gehen halbnacht herum, weil sie nichts anzuziehen haben.“ Wie die Frau das hört, weint sie bitterlich und bittet den Juden, er möge doch um Gottes willen so gut sein und für ihre Eltern Kleider und Eßwaren mitnehmen. Der Jude erklärt sich gegen einen Botenlohn von fünfzig Rubel bereit, den Auftrag auszuführen. Die Frau gibt ihm einen Fünzfziger, den Sabbatrock ihres Mannes und ihr bestes Kleid und prägt ihm ein, er möge die Sachen um Himmels willen nur ja so schnell wie möglich ihren Eltern bringen. Der Jude übernimmt die Sachen, verspricht alles richtig zu besorgen und geht.

Etwa eine Stunde später kommt der Mann nach Hause. Die Frau erzählt ihm, was vorgefallen ist — der Schwager des Todesengels sei hier gewesen, sie habe ihm Kleider für ihre Eltern in der Hölle mitgegeben und für seine Mühe 50 Rubel bezahlt. Der Mann wird wütend: „Bist du verrückt? Was heißt der Schwager des Todesengels? Hat denn der Todesengel einen Schwager? Närrisches Weib du!“ Er ißt rasch ein wenig Rahm und Topfen, den ihm seine Frau vorbereitet hat, und setzt dem Juden auf einem Wagen nach. Nach etwa einer halben Stunde sieht er auf der Landstraße einen Juden mit einem Bündel, auf den die Beschreibung paßt, die ihm seine Frau vom Schwager des Todesengels gegeben hat. Er hält an, läuft auf den Juden zu, faßt ihn beim Arm und schreit: „Dieb, Betrüger! Gib das Geld her, sonst lasse ich dich einsperren! Einer Frau kannst du mit deinen Schwindeleien den Kopf verdrehen, aber mir nicht!“ Darauf der Bettler: „Pst, nur ruhig! Warum schreist

128

du eigentlich so? Meinst du, wenn du Rahm mit Topfen gegessen hast, darfst du dir schon solche Frechheiten gegen den Schwager des Todesengels erlauben?“ Der Jude ist wie aus den Wolken gefallen: „Das muß doch ein Engel sein; woher wüßte er sonst, was ich gegessen habe?“ Er zittert wie Espenlaub vor Schreck. Der Bettler beruhigt ihn: „Nur keine Angst, ich bin wohl der Schwager des Todesengels, doch ich werde dir nichts tun, aber du mußt mir 50 Rubel geben.“ Der Jude zieht einen Fünfziger aus der Brieftasche, gibt ihn dem Schwager des Todesengels und eilt nach Hause. Halbtot kommt er an und sagt zu seiner Frau: „Du hast recht, liebe Frau, es war wirklich der Schwager des Todesengels.“ Darauf die Frau: „Na, beruhige dich endlich! Du bist ja ganz außer dir; nicht einmal Zeit hast du dir genommen, den Rahm und den Topfen aus deinem Bart zu wischen!“

118. DER TRAUM

Zwei arme Juden gehen hungrig durch die Stadt. Da sehen sie ein schönes, braunes Brot auf der Straße liegen. Beide stürzen sich darauf und fassen danach; jeder will das Brot zuerst gesehen haben. Da man aber nicht lange streiten kann, wenn man hungrig ist, kommen sie überein, daß sich beide schlafen legen sollen; wer den schöneren Traum hat, dem soll das Brot gehören. Abgemacht — sie legen sich schlafen. Eine Stunde später erwachen sie und erzählen einander ihre Träume. Der erste beginnt:

„Wie ich so liege und schlafe, sehe ich im Traum einen weißen Vogel; der hat mich auf seinen Rücken genommen und ist mit mir geradewegs ins Paradies geflogen.“ — „Ein sonderbarer Zufall!“ — sagt der andere — „So wahr ich lebe, ich soll so gesund sein mit dir zusammen und allen unseren Freunden — ich habe genau dasselbe geträumt; ich habe gesehen, wie du ins Paradies fliegst. Da dachte ich, du würdest wohl nicht mehr zurückkommen, und habe das Brot aufgegessen!“

119—120. VOM APPETIT UND VOM ESSEN

I.

Ein armer Jude kommt zum Arzt: „Bitte, Herr Doktor, geben Sie mir etwas für den Appetit.“ Der Arzt fühlt ihm den Puls, klopft ihn ab von vorn und hinten, schaut ihm in die Augen, sieht die Zunge an und alles, was noch anzusehen ist; dann setzt er sich breit an den großen Schreibtisch, runzelt die Stirn, nimmt die Feder, taucht sie langsam ein und schreibt ein Rezept. Das reicht er dem Juden: „Nehmen Sie dieses Mittel dreimal täglich und Sie werden Appetit haben.“ Der Jude sieht das Rezept bedauernd an, schüttelt den Kopf und antwortet: „Nein, Herr Doktor, Appetit habe ich Gott sei Dank; ich brauche nur etwas für den Appetit!“

II.

Eine Frau kommt zum Arzt und beschreibt ihm ihre Leiden. Natürlich beginnt sie bei Adam und Eva und

ihr Redeschwall ist nicht zu dämpfen. Dem Doktor reißt die Geduld: „Hören Sie schon auf zu reden, ich möchte Sie abhören.“ — „Wenn Sie mich hören wollen, Herr Doktor, warum lassen Sie mich dann nicht reden?“ — erwidert sie und erzählt weiter. Nach einer halben Stunde Redens, die der Doktor über sich ergehen lassen muß, ergibt sich: die Patientin kann nichts essen. Der Arzt verschreibt ihr ein Rezept: „Nehmen Sie dieses Mittel zweimal täglich. Und wenn der Appetit kommt, essen Sie alles, was Ihnen schmeckt; in drei Tagen kommen Sie wieder.“ Nach drei Tagen ist die Patientin wieder da. „Nun, wie geht es?“ — fragt der Arzt — „Ist der Appetit gekommen?“ — „Herr Doktor, die Wahrheit gesagt, ich habe auf den Appetit gewartet und gewartet; wie ich gesehen habe, er kommt nicht, habe ich ohne ihn gegessen . . .“

121. WIE ES TRIFFT

Ein junger Mann war bei seinem Onkel zu Besuch. Wie man sich zum Mittagessen setzt, kommt die Tante aus der Küche und fragt den Neffen: „Ißt du gern Kartoffelsuppe?“ Der Gast antwortet: „Wie es trifft.“ Die Tante versteht nicht, was die Antwort bedeuten soll, und setzt dem Neffen einen Teller Kartoffelsuppe vor. Dann kommt sie mit dem Fleisch und fragt: „Ißt du gern Huhn?“ — „Wie es trifft“ — antwortet der Neffe. Dasselbe antwortet er, wie sie ihn fragt, ob er gern Gemüse ißt, kurz — er antwortet auf alle Fragen

über die Speisen: „Wie es trifft.“ Die Tante ist bestürzt ob der wunderlichen Antwort und ruft ihren Mann beiseite: „Der Junge scheint nicht ganz bei Verstand zu sein; auf alles, was ich ihn frage, antwortet er: Wie es trifft.“ Nach dem Essen fragt der Onkel den Neffen: „Sag’ einmal, Motel — warum hast du der Tante auf alle ihre Fragen geantwortet: Wie es trifft?“ — „Das ist ganz einfach, lieber Onkel“ — antwortet Motel — „Der Tante hat, als sie das Essen brachte, an der Nasenspitze ein großer Tropfen gehangen und darum habe ich geantwortet: Wie es trifft. Trifft der Tropfen beim Herunterfallen auf den Teller, esse ich nicht, trifft er auf den Boden, so esse ich.“

122. DAS KLEINERE STÜCK

Zwei Juden waren bei einem reichen Mann zu Besuch. Während sie mit dem Hausherrn im Gespräch bei Tisch sitzen, kommt die Frau des Hauses und setzt den Gästen zwei Gläser Tee und zwei Stück Kuchen vor. Und wie das schon vorkommt — ein Stück war etwas größer als das andere; daher will keiner der beiden Juden als erster zugreifen; der eine sagt: „Bedienen Sie sich zuerst, Reb Jankel!“ Der andere: „Nach Ihnen, Reb Jizcho!“ — Nach langem Hin und Her macht Reb Jankel den Anfang und nimmt das größere Stück. Das verdrießt Jizcho: „Reb Jankel, haben Sie denn gar keinen Anstand? Wie kann man sich das größere Stück nehmen?“ Da fragt Jankel: „Was hätten Sie getan, Reb

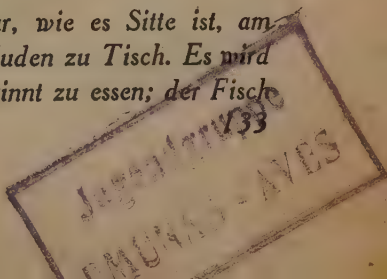
Jizchok?“ — „Selbstverständlich das kleinere Stück genommen!“ — „No also, was wollen Sie dann?“ — antwortet Jankel — „Für Sie ist doch das kleinere Stück geblieben!“

123. HEISSE TRÄNEN

Ein armer Jude war irgendwo zu Gast. Eine Schüssel Nudeln kam auf den Tisch. Der Sitte gemäß begann der Hausherr als erster zu essen. Die Nudeln waren sehr heiß und er verbrannte sich so stark die Zunge, daß ihm Tränen in die Augen traten. Da fragt der Gast: „Was ist Ihnen, warum weinen Sie?“ Der Hausherr, der sich schämt, den wahren Grund zu nennen und wünscht, daß sich der Gast auch die Zunge verbrenne, antwortet: „Ich weine, denn ich habe mich erinnert, daß mein Vater genau vor einem Jahr gestorben ist.“ Drauf Stille. Der Gast beginnt zu essen; auch ihm verbrühen die heißen Nudeln die Zunge, daß ihm die Tränen in die Augen treten. Jetzt fragt ihn der Hausherr: „Warum weinen Sie?“ — „Ich weine, daß Ihr Vater nicht schon vor zehn Jahren gestorben ist.“

124. LANG, LANG IST'S HER

Ein armer Talmudschüler war, wie es Sitte ist, am Freitagabend bei einem reichen Juden zu Tisch. Es wird Fisch aufgetragen. Der Gast beginnt zu essen; der Fisch



riecht schlecht und der Bissen will nicht herunter. Aber den Fisch stehen zu lassen, gehört sich nicht. Herunterwürgen kann er ihn beim besten Willen nicht. Und dem Hausherrn zu sagen, daß der Fisch riecht, getraut er sich nicht. Da nimmt er das Stück Fisch vom Teller und hält es ans Ohr. Der Hausherr fragt ihn verwundert: „Was ist? Was willst du mit dem Fisch beim Ohr?“ Darauf der Gast: „Das will ich Ihnen sagen: In meiner Heimatstadt ist vor nicht gar langer Zeit ein Jude ertrunken und man konnte ihn nicht finden. Da habe ich den Fisch gefragt, ob er nicht vielleicht den Juden im Wasser gesehen hat.“ — „Nun, was hat der Fisch geantwortet?“ — „Geantwortet? Er sagt, er weiß von der Geschichte nichts, denn er ist schon zu lang aus dem Wasser gezogen.“

125. ZARTER WINK

Es war einmal ein Jude, der war schon mehr als geizig. Aber am Schabbes geht's doch nicht anders, da muß man doch einen Gast ins Haus nehmen. So hatte er an einem Freitag abend einen Jeschiwebocher¹⁾ zu Gast. Wie gewöhnlich, stand Wein und Schnaps auf dem Tisch. Denn der Gastgeber konnte sich, Gott sei Dank, alles Gute leisten. Der Hausherr nahm eine harte Brotrinde und tauchte sie in sein Glas Schnaps. Der Jeschiwebocher aber nahm weiche Barches²⁾ und mit

¹⁾ Schüler einer höheren Talmudschule.

²⁾ Sabbatkuchen.

drei Stückchen Barches, die er eintauchte, war sein Glas leer. Er goß sich ein zweites ein, tunkte es wieder mit Barches leer und so ging es weiter, ein Glas nach dem anderen. Dem Hausherrn zuckte das Herz vor Weh — um Gottes willen, der trinkt mir doch den ganzen Schnaps aus! Er wollte den Gast hindern noch weiter Schnaps zu nehmen; aber ihm einfach sagen: „Trinken Sie nicht so viel!“ paßte ihm nicht. So fing er an: „Eigentlich — ich versteh' das nicht; wozu war beim Auszug aus Ägypten ein so großes Wunder nötig? Moses hätte doch den Juden einfach weiche Barches in die Hand geben können; die hätten sie solange ins Schilfmeer getunkt, bis das ganze Schilfmeer ausgetrocknet wäre.“ Darauf der Jeschiwebocher: „Das ist richtig; aber eines haben Sie vergessen; damals war Pessach und am Pessach darf man keine Barches essen!“

126. $7 + 7 = 11$

Ein Jude kommt in ein Wirtshaus und läßt sich etwas zu essen geben. Er will zahlen und fragt die Wirtin: „Was bekommen Sie?“ Die Wirtin rechnet: „Sie haben ein Ei gehabt, macht sieben Kopeken, dann ein Glas Tee und eine Semmel, auch sieben Kopeken, macht zusammen elf Kopeken.“ Darauf der Gast: „Hören Sie, Frau, führen Sie Ihr Geschäft immer mit solchen Rechnungen?“ — „Was gehen Sie meine Rechnungen an? Zahlen Sie mir die elf Kopeken und fertig!“ — „Ja, aber Sie haben sich geirrt; sieben und sieben ist doch

vierzehn!“ — „Selber vierzehn!“ — ist die Antwort — „Sieben und sieben ist elf. Wenn Sie wollen, kann ich's Ihnen klipp und klar beweisen: Ich bin zum zweiten Mal verheiratet; vom ersten Mann hab' ich vier Kinder, sie sollen leben und gesund sein; mein Mann hat von seiner ersten Frau auch vier Kinder; von ihm habe ich drei Kinder, sie sollen leben und gesund sein; also hat er sieben Kinder und ich habe sieben Kinder und zusammen haben wir elf Kinder.“

127. ABZAHLUNG

„Was habe ich gehört, Ihr Kassier ist durchgegangen und hat die Kasse samt Ihrer Tochter mitgenommen?! Ist das wahr?“

„Ja. Aber dem feinen Herrn scheint schon leid zu tun. Er hat nämlich schon begonnen, mir allmählich das Gestohlene zu ersetzen.“

„So, hat er Ihnen etwas Geld geschickt?“

„Das noch nicht, vorläufig hat er mir bloß die Tochter zurückgeschickt.“

128. DIE OHRFEIGE

Ein Jude kommt in ein Gasthaus, läßt sich ein gutes Essen und eine Flasche Wein vorsetzen, ißt und trinkt behaglich und will weggehen. Der Wirt hält ihn auf und verlangt sein Geld.

„Geld? Wofür?“

„Was heißt wofür? Sie haben doch gegessen. Die Rechnung macht einen Gulden.“

„Ah so! Ich habe aber kein Geld.“

„Machen Sie keine Faxen! Wenn Sie kein Geld haben, hätten Sie nicht essen gehen sollen. Ich rufe die Polizei.“

„Das nützt nichts, ich habe keinen Kreuzer. Aber weil Sie von Polizei sprechen, hören Sie zu, ich möchte Sie etwas fragen: Wenn einer jemandem eine Ohrfeige gibt, wieviel Strafe muß er zahlen?“

„Fünf Gulden nach dem hiesigen Gesetz. Aber lassen Sie mich mit Ihren Dummheiten in Ruhe, bezahlen Sie mir lieber Ihre Zeche!“

„Wissen Sie was? Sie haben doch von mir einen Gulden zu bekommen: geben Sie mir eine Ohrfeige und vier Gulden Rest.“

*IX. DIE INSTRUMENTE DER
HEILIGKEIT*



129. DIE EMPFEHLUNG

Zu einem Row kommt der Autor einer religiösen Schrift um eine Empfehlung. Der Row blättert das Werk durch und reicht es dem Autor: „Nimm dir dein Buch, ich kann dir keine Empfehlung geben.“

Der Jude macht noch einen Versuch: „Rabbi, ich habe Zeit; lassen Sie das Buch einige Tage bei sich und geben Sie mir dann Bescheid.“

„Nein, nein, Gott bewahre! Es ist jetzt Abend und du darfst nicht allein gehen, du mußt das Buch bei dir haben!“

Der Jude versteht nicht, was der Rabbi meint.

„Das verstehst du nicht? — Im Talmud steht: Ein Schriftgelehrter darf bei Nacht nicht allein ausgehen, wegen der bösen Geister.“

Der Jude sieht ihn erstaunt an: „Was hat es damit für eine Bewandnis?“

„Das verstehst du wirklich nicht? Das ist doch ganz klar: Wenn du das Buch den bösten Geistern zeigst, so werden sie gleich sehen, daß du kein Schriftgelehrter bist, und lassen dich sicher in Ruhe.“

130. EIN GENIALES WERK

Zu einem berühmten Row kommt ein kleiner Rabbiner mit einer von ihm verfaßten religiösen Schrift und bittet um eine Empfehlung:

Der Row liest ein paar Seiten und sagt: „Ein wunderbares, ein geniales Werk; darauf paßt das Wort der Schrift: „Du hast der Krone den früheren Glanz verliehen.“

Hocherfreut und verschämt lächelnd fragt der Autor: „Rabbi, was ist so Außerordentliches in dem Buch?“

„Ich habe dir doch gesagt — du hast der Krone den früheren Glanz verliehen. Bekanntlich macht man aus Fetzen Papier, du aber hast Papier genommen und daraus Fetzen gemacht.“

131. EIN NEUER GEDANKE

Zum Row von Dwinsk, dem berühmten Rogatschower, kommt ein Jude mit einem Werk, das in Grajewo gedruckt war, und bittet ihn um ein Empfehlungsschreiben. Der Rogatschower tut einen Blick in das Buch und sagt: „Das ist ein wertvolles Werk, du hast damit etwas Neues entdeckt, aber eine Empfehlung kann ich dir nicht geben.“

„Ich verstehe nicht, Rabbi,“ — erwiderte der Autor — „wenn Ihnen das Buch gefällt, warum wollen Sie mir keine Empfehlung geben?“

„Schade um deine Mühe — ich gebe dir keine Emp-

fehlung; aber der Wahrheit die Ehre, du hast mir da etwas ganz Neues gesagt.“

Der Autor ist natürlich sehr neugierig, was er dem berühmten Rogatschower Neues gesagt haben könnte, und er fragt: „Rabbi, eine Empfehlung wollen Sie mir nicht geben — gut, da läßt sich nichts machen; aber verraten Sie mir wenigstens, was habe ich Ihnen Neues in dem Buch gesagt?“

„Ich habe bisher gar nicht gewußt, daß es in Grajewo eine Druckerei gibt.“

132. MENSCH UND TIER

Ein Jude vom Land kommt an den hohen Feiertagen in die Stadt. Am Tage vor Rosch-haschonoh¹⁾ geht er auf den Schammes zu, gibt ihm einen Rubel und sagt: „Sei so gut, gib mir den besten Platz an der Ostwand²⁾.“ Der Schammes steckt den Rubel ein und weist dem Landjuden einen Platz neben dem Rabbi an.

An den zwei Neujahrstagen steht der Jude in der Synagoge ehrfürchtig still neben dem Rabbi, spricht aber kein Wort mit ihm. Doch er sucht krampfhaft nach einer Gelegenheit, mit dem Rabbi ins Gespräch zu kommen, und es gelingt. Am Sabbat nach Neujahr beim Abendgebet kommt man zu der Gebetstelle: „Mensch und Vieh rettetest du, o Herr“; er faßt sich ein Herz und

¹⁾ Neujahr.

²⁾ An der Ostwand sind die Ehrenplätze in der Synagoge.

fragt den Rabbi: „Ich möchte gern wissen, Rabbi, was ist das für ein sonderbarer Einfall, das Vieh neben den Menschen zu setzen?“ Darauf der Row: „Ich kann nichts dafür; schuld ist der Schammes.“

133. DIE UHR

Zum Rabbiner kommt ein Jude und klagt:

„Rabbi, ich kann mit meiner Frau nicht leben, ich muß sie so schnell wie möglich los werden; ich schäme mich, es wiederzuerzählen — sie trägt die ganze Wohnungseinrichtung fort. Sogar die Uhr hat sie mir gestohlen.“

„Woher weißt du, daß sie die Uhr gestohlen hat? Vielleicht verdächtigst du sie unschuldig?“

„Aber, Rabbi! Ich habe sie gleich untersucht und habe die Uhr — Sie verzeihen — unter ihrem Hemd gefunden!“

„Hm, schlimm! Jetzt sag' mir noch:“ — fragt der Rabbi weiter — „War das eine Taschenuhr oder eine Wanduhr?“

134. OLIVEN

Zwei Juden hatten einen Streit wegen einiger Fässer Oliven. Der Käufer behauptete, der Verkäufer hätte ihm verfaulte oder minderwertige Oliven geliefert, jedenfalls nicht solche, wie es vereinbart worden war; der Ver-

144

käufer bestritt es. Die Auseinandersetzung wurde lebhafter. „Du Schwindler“ — schreit der eine. „Du Gauner“ — schreit der andere, wie sich eben ordentliche Kaufleute auseinandersetzen. Da aber dabei nichts herauskam, beschlossen sie, die Sache dem Rabbi zur Entscheidung vorzulegen. Sie kommen zum Rabbi und tragen ihm den Fall mit allen Einzelheiten vor. Der Rabbi erklärt: „So kann ich kein Urteil fällen; Ihr müßt mir wenigstens ein Faß Oliven herbringen, damit ich sehe, worum es sich handelt.“ Gut — ein Mann mit einem Karren wird aufgenommen und bringt nach einer halben Stunde ein Faß Oliven zum Hause des Rabbiners. Das Faß wird in die Wohnung gerollt, aufgestellt, der Deckel geöffnet. Wie es endlich so weit ist, zieht der Rabbiner seine Brille an, schürzt die Ärmel hoch, greift ins Faß hinein und holt eine Handvoll Oliven hervor. Er schaut die Oliven lange und aufmerksam an und sagt dann: „Ich soll so wissen von allem Bösen, wie ich weiß, was Oliven sind.“

135. DER NAME

Einem jungen Ehepaar wurde ein Sohn geboren. Die jungen Eltern waren nicht von vornehmster Abstammung: der Vater des Mannes war ein Säufer, und zwar kein kleiner, und der Vater der Frau war ein Dieb, und das auch kein kleiner. Beide aber weilten bereits in der besseren Welt. Als es nun galt, dem Neugeborenen einen Namen zu geben, entstand Streit zwischen den

Eltern: der Mann wollte das Kind nach seinem Vater nennen, die Frau bestand darauf, ihm den Namen ihres Vaters zu geben¹). Keines wollte nachgeben, und so beschlossen sie, den Row entscheiden zu lassen. Sie gehen zum Row und tragen ihm ihre Sache vor. Der fragt den Mann: „Wie hat dein Vater geheißen?“ — „Awrom.“ — Dann fragt der Row die Frau: „Wie hat dein Vater geheißen?“ — „Awrom.“ — „Da ist doch alles gut,“ — entscheidet der Row — „nennt das Kind Awrom — nach welchem Awrom, das werdet ihr später schon sehen: wird aus dem Buben ein Säufer, so heißt er nach dem Vater des Vaters; wird er ein Dieb, so heißt er nach dem Vater der Mutter.“

136—139. DER RABBI ENTSCHEIDET ...

I.

Ein Jude kommt zum Row: „Rabbi, ich habe einen Hahn und eine Henne. Will ich den Hahn schlachten, macht die Henne Lärm und schreit, daß es nicht auszuhalten ist. Will ich die Henne schlachten, macht der Hahn Lärm. Was soll ich tun?“

„Komm' in ein paar Tagen, dann werde ich dir Bescheid geben.“

Der Row macht sich über die heiligen Bücher, studiert drei Tage lang und zerbricht sich den Kopf über

¹) Bei den Juden werden die Kinder nach den Großeltern benannt, wenn diese bereits gestorben sind.

die beste Entscheidung. Nach drei Tagen kommt der Jude und fragt: „Nun, Rabbi, habet Ihr einen Rat für mich?“

„Natürlich, was denn?“

„Nun, was soll ich tun?“

„Nach dem Gesetz hast du die Henne zu schlachten.“

„Aber Rabbi, da wird doch der Hahn schreien.“

„Soll er schreien!“

II¹).

Zwei Juden bringen einen Rechtsstreit vor den Row. Wie gewöhnlich sitzt die Rebezen²) auch im Zimmer. Der Row fragt den einen: „Nun, was hast du zu sagen?“ Der Jude erzählt die Sache von A bis Z, begründet seine Ansprüche und erweist sein Recht in so wohlgesetzter Rede, daß der Row ihm sagt: „Du hast recht.“ Dann wendet er sich an den anderen Juden: „Nun, was hast du zu sagen?“ Der zweite Jude, der auch nicht auf den Mund gefallen ist, beweist sein Recht ebenso eingehend und klar; er habe keinerlei Ansprüche zu erfüllen und dergleichen. Der Row sagt ihm: „Du hast recht.“ Der Rebezen geht das über die Hutschnur und sie sagt ihrem Mann: „Leben sollst du und gesund sein! Beide können doch unmöglich recht haben; hat

¹) Die nachfolgende bei den Juden sehr bekannte Geschichte ist merkwürdigerweise bei Alesandro Manzoni angeführt, der sie mit den Worten einleitet, sie sei ihm von einem Freund erzählt worden, der sie jüngst im Hause eines Friedensrichters in Mailand erlebt habe.

²) Frau des Rabbi.

der eine recht, so muß doch der andere unrecht haben.“
— „Da hast d u auch recht“ — begütigt der Row seine Frau.

III.

Eine Frau kommt zum Rabbi: „Der Hut meines Buben ist in einen Topf Fleischsuppe gefallen. Was soll ich mit der Suppe tun?“ Der Row fragt: „Was war auf dem Hut?“ — „Was weiß ich, Rabbi? Ein Junge wälzt sich auf der Straße herum, — da wird wohl ein bißchen Straßenkot auf dem Hut gewesen sein.“ Der Rabbi runzelt nachdenklich die Stirn und sagt dann: „Straßenkot? Koscher. Was war noch auf dem Hut?“ — „Was weiß ich, Rabbi? Ein kleiner Junge, — da kann sich schon einmal eine Laus oder ein Floh finden.“ — „Eine Laus?“ — der Rabbi runzelt wieder nachdenklich die Stirn — „Eine Laus ist kosher. Nun, was war noch auf dem Hut?“ — „Gesund sollt Ihr sein, Rabbi, was weiß ich? Ein jüdisches Kind, — er hat einen Parach¹⁾ gehabt.“ — „Parach? Koscher. Sonst war nichts auf dem Hut?“ — „Was weiß ich, Rabbi? Der Junge hat ein Stückchen Butterbrot gegessen; den Kopf hat er sich sicher gekratzt, vielleicht ist ein Stückchen Butter auf den Hut gekommen . . .“ Erschrocken unterbricht sie der Row: „Butter? Trefe, trefe!“

IV.

Ein fremder Jude tritt beim Row in einer großen Stadt ein: „Rabbi, ich habe einen Rechtsstreit mit Gott.“

¹⁾ Kopfkrätze.

„Mit Gott? Was heißt ein Rechtsstreit mit Gott?“

„Die Sache ist so Rabbi: Gott hat mir erst zehntausend Rubel genommen und dann hat er mir die Frau genommen. Diese Gerechtigkeit verstehe ich nicht. Wenn schon, so hätte Gott mir erst die Frau nehmen sollen; da hätte ich die zehntausend Rubel gehabt und hätte noch eine Frau mit zehntausend Rubel Mitgift bekommen können. Dann hätte mir Gott die zehntausend Rubel nehmen können. Da hätte Gott eine Frau und zehntausend Rubel gehabt und ich eine Frau und zehntausend Rubel.“

Der Row antwortet: „Das ist wahr, du hast recht; aber diese Frage könntest du doch dem Row in deiner Heimatstadt vorlegen, warum bist du gerade zu mir gekommen?“

Darauf der Jude: „Die Sache ist so, Rabbi: Unser Row hat Furcht vor Gott, so hätte er für Gott entschieden; Sie aber haben schon vor Gott auch keine Furcht — so werden Sie für mich günstig entscheiden.“

140. DIE EWIGE WIEDERKEHR

In einer kleinen Stadt gab es auch einen jüdischen Rauchfangkehrer. Er gewann eines Tages in der Lotterie etwas Geld und begann damit einen Holzhandel. Sein Gewerbe gab er auf. Das Glück war ihm günstig und er wurde ein reicher Mann. Aber wie das schon vorkommt, eines Tages verlor er durch eine verunglückte Spekulation sein ganzes Vermögen und war so

arm als wie zuvor. Was tun? In solchen Fällen fährt der Jude zum Rabbi. Er kommt zum Rabbi, erzählt ihm alles und fragt: „Rabbi, was soll ich jetzt tun?“ — „Tschuwe¹⁾“, antwortet der Rabbi.

Der Jude mußte zwar nicht, warum er Tschuwe, Buße tun sollte; aber was der Rabbi sagt, ist heilig und da gibt es kein Fragen. Wie er heimkommt, fragen seine Freunde, was der Rabbi ihm geraten habe. Darauf er: „Leben und gesund sein soll er, der Rabbi! Ich frage ihn, was ich tun soll, da es mir so schlecht geht, und er antwortet, ich möge Tschuwe tun. Was das heißen soll, weiß ich nicht.“ Da sagt einer der Freunde: „Das weißt du nicht? Tschuwe heißt Wiederkehr. Der Rabbi hat dir gesagt, du mögest Tschuwe tun, wiederkehren! Du warst Rauchfangkehrer, also kehre wieder, bleib weiter Rauchfangkehrer.“

141. VOR STOLZ GESTORBEN

Einem Row, der durch seine Klugheit bekannt war, wurde einmal erzählt, ein Jude in der Stadt sei Hungers gestorben. — „Was heißt Hungers gestorben?“ — warf der Row ein — „er hat doch zu mir oder zu euch oder zu sonst wem kommen können und hätte zu essen bekommen; sogar ein Goj hätte ihm, wenn er darum gebeten hätte, ein Stückchen Brot und Wasser gegeben.“

¹⁾ Tschuwah (hebr.) = Wiederkehr; metonymisch Umkehr, Buße; in der letzten Bedeutung im Jiddischen „tschuwe ton“ = Buße tun.

Darauf erwiderte man dem Row, der Verstorbene sei einst ein angesehener Bürger gewesen, der später verarmt war, und habe es nicht über sich bringen können, jemanden um etwas zu bitten. „So ist das!“ — antwortete der Row — „Dann ist er vor Stolz gestorben, nicht vor Hunger. Vor Hunger stirbt man nicht.“

142. EIN JUDE LÄSST SICH NICHT TAUFEN

Einem Rabbi wurde erzählt, ein Jude in der Umgebung hätte sich taufen lassen.

„Ein Jude?“ — ruft der Rabbi. — „Lüge und Verleumdung! Ein J u d e läßt sich nicht taufen.“

143. DIE EHRE DEINES NÄCHSTEN

Der berühmte Wunderrabbi Reb Schmelke von Nikolsburg wurde einmal in der Schul' von seinen Chassidim gefragt: „Rabbi, was bedeutet die Stelle in den Sprüchen der Väter: ‚Die Ehre deines Nächsten sei dir so wertvoll wie die deinige?‘“ — „Das will ich euch später sagen“ — antwortete der Rabbi. Dann ging er heim und die Chassidim, wie gewöhnlich, mit ihm. Wie er in seine Wohnung kommt, sagt der Rabbi: „Guten Schabbes, Reb Schmelke.“ Dann: „Nehmen Sie dort Platz, Reb Schmelke, bitte!“ Die Chassidim schauen den Rabbi und einander verwundert an. Der Rabbi fuhr

fort: „Reb Schmelke, möchten Sie nicht Kiddusch¹⁾ machen?“ „Reb Schmelke, waschen Sie sich!“ „Nehmen Sie sich ein Stückchen Hering, Reb Schmelke!“ So ging es fort und die Chassidim wußten nicht, was das zu bedeuten habe. Nach dem Essen beginnt der Rabbi: „Nun, habt Ihr jetzt die Stelle verstanden? Sie hat den Sinn, den ich euch jetzt gezeigt habe. Hat es einen Wert, wenn man sich selbst Ehre erweist und sich selber sagt: ‚Guten Morgen, Reb Schmelke, setzen Sie sich, Reb Schmelke?‘ Darum heißt es in den Sprüchen: Die Ehre deines Nächsten sei dir wertvoll wie die deinige — nämlich genau so viel wie die Ehre, die du dir selbst erweist, soll dir die Ehre wert sein, die dir andere erweisen.“

144—148. VOM WUNDERRABBI

I. Der Zehnte

Ein Chassid erzählt eine Geschichte von seinem Rabbi: „Wir sitzen so beim Rebbe. Es war Abend und Zeit zum Gebet. Aber wir waren nur acht Personen, ohne den Rebbe, er soll leben. Im ganzen waren wir neun. Was tun? Zum Beten braucht man doch ein Minjan von zehn Leuten! Wir warten — vielleicht kommt noch jemand. Aber niemand kommt. Es wird in die nächsten Häuser geschickt: vielleicht ist der eine oder der andere Jude zu Hause. Aber keiner ist zu

¹⁾ Sabbatsegen über den Wein.

Hause. Wie der Rebbe sieht, daß niemand kommt und eine Person zum Minjan fehlt, läuft er durch das Zimmer und sucht unter den Stühlen, unterm Tisch, in allen Winkeln. Er schaut unter dem Schrank — dort liegt ein Hering in Papier eingewickelt. Er gibt ihm einen Stoß mit dem Fuß und sagt: „Hering, Hering steh' auf und betel!“ Kaum sind die Worte seinem heiligen Mund entflohen, da ist der Hering aufgestanden und hat begonnen Mincha¹⁾ zu beten.“ Ein Zuhörer fragt den Chassid: „Wie ist das möglich?“ — „Du siehst doch!“

II. Die Meerfahrt

„Der Rebbe hat einmal übers Meer fahren müssen, aber es war kein Schiff da. Da hat der Rebbe sein Taschentuch ausgebreitet und ist auf dem Taschentuch zu Fuß übers Meer.“

„Aber wie ist das möglich?“

„Du siehst doch!“

III. Die Heilung

Eine Gesellschaft von Chassidim, Anhänger verschiedener Wunderrabbis, erzählte einander Wundertaten von ihren Rabbinern; der eine vom Rabbi von Wassilkow, der andere vom Kozher, der dritte vom Tomaschpoler. In der Gesellschaft saß auch ein Gegner des Chassidismus, ein Misnagid, der nahm das Wort: „Wenn Ihr wollt, erzähle ich euch ein Wunder, ein Wunder

¹⁾ Das Abendgebet.

vom Tschernobyler Rebbe, das ich mit eigenen Augen gesehen habe!“ Hoherfreut stimmen die Chassidim zu: „Selbstverständlich, erzählen Sie nur; wenn schon ein Misnagid zugibt, daß es ein Wunder war, muß es wirklich ein großes Wunder gewesen sein.“

Der Misnagid beginnt: „Hört zu! Ich war einmal beim Tschernobyler Rebbe. Wie wir so sitzen und reden, kommt ein Jude herein, ohne Beine, buchstäblich ohne Beine, auf zwei hölzernen Krücken; er jammert und klagt und bittet den Rabbi, er möge erwirken, daß er wieder zwei gesunde Beine bekomme.

Der Rebbe hatte großes Mitleid mit dem armen Krüppel und sprach zu ihm: ‚Gut, du sollst wieder zwei gesunde Beine haben. Tu’, was ich dir befehle! Wirf die rechte Krücke weg!‘ Der Jude wirft die rechte Krücke weg. — ‚Wirf die linke Krücke weg.‘ Der Jude wirft die linke Krücke weg.“

In höchster Spannung rufen die Chassidim: „Nun, nun, und was ist geschehen?“

Da lacht der Misnagid: „Hingefallen ist der Jude . . .“

IV. Die abgebrannte Stadt

Der Wassilkower Rebbe war ein berühmter Wunderthäter; Lebende tot und Tote lebendig machen war bei ihm eine Kleinigkeit; mit Gott hat er gesprochen wie ich mit euch. Der Wassilkower Rebbe also ist einmal in eine kleine jüdische Stadt gekommen. Nach der Ankunft mußte er doch schlafen. So geht er ins Gasthaus und verlangt eine Schlafgelegenheit. Der Wirt antwortet,

154

er habe für ihn keine Schlafstelle. — „Was heißt, du hast keine? Wenn der Rebbe befiehlt?!“ — „Leben sollt Ihr und gesund sein, Rebbe! Was kann ich tun, wenn ich keine habe?“ — Zornentbrannt ruft der Rebbe: „Verbrennen soll deine Schenke und die ganze Stadt!“ — Im Städtchen entstand eine Panik. Denn ihr müßt wissen: wenn der Rebbe sagt, die Stadt soll verbrennen, wird sie verbrennen! Was tun? Was sollen die armen, abgebrannten Juden tun? Alle packen eilig ihr bißchen Hab und Gut, — retten, was zu retten ist, vor dem Brand.

Einigen Juden aber tat es leid um die Stadt und sie faßten den Entschluß, zum Rebben zu gehen und ihn zu bitten, er möge sich der Stadt erbarmen und bei Gott erwirken, daß kein Brand sei; wohl hatten sie wenig Hoffnung, daß der Rebbe ihre Bitte erhören würde, aber sie gingen zu ihm und brachten ihre Bitte vor. Der Rebbe hört sie an und antwortet: „Der Dämon des Feuers ist wohl schon ausgesandt. Aber gut! Die Stadt soll nicht abbrennen!“ Und die Stadt ist wirklich nicht abgebrannt und die Schenke steht noch bis heute. Ein so großes Wunder konnte nur wirken der große Wassilkower Rebbe.

V. Der Blick

Eines Tages kommt ein Wunderrabbi in eine kleine Judengemeinde. Er schickt seinen Diener ins Hotel, um für den Rabbi eine Schlafgelegenheit vorzubereiten. Wie der Diener zum Wirt kommt, sagt der: „Ich habe nur ein Zimmer; darin wohnt ein Gutsbesitzer und den will

und kann ich nicht wegschicken.“ — „Was heißt, du kannst nicht? Wenn der Rebbe befiehlt, gibt es doch kein: ich will nicht, ich kann nicht!“ Der Wirt ist in Verlegenheit: der Rebbe befiehlt, da paßt es doch nicht nein zu sagen; schließlich ist es doch ein Rebbe; aber andererseits — der Gutsbesitzer, der Teufel soll ihn holen, ist ja doch der Gutsbesitzer! Endlich entschließt sich der Wirt, zum Gutsbesitzer zu gehen; er trägt ihm die Sache vor und bittet ihn, er möge so freundlich sein, das Zimmer dem Rebben abzutreten. Der Gutsbesitzer macht sich natürlich nichts aus dem Rebben, wirft den Wirt zur Tür hinaus und legt sich schlafen.

Wie der Diener des Rebben wiederkommt, erzählt ihm der Wirt, was geschehen ist. Der Rebbe läßt dem Wirt sagen, er müsse das Zimmer haben, in dem der Gutsbesitzer wohnt; sonst werde der Wirt große Unannehmlichkeiten haben. Schweren Herzens entschließt sich der Wirt, noch einmal zum Gutsbesitzer ins Zimmer zu gehen und seine Bitte zu wiederholen. Der Goj wird wütend, heißt den Juden zu allen Teufeln gehen und schreit ihn an, er möge nicht wagen, noch einmal mit dieser Sache zu kommen. Wie das der Rebbe hört, macht er sich zusammen mit dem Diener auf und geht zum Wirt. Er läßt ihn rufen und sagt: „Ich werde selbst zum Gutsbesitzer gehen und ihm befehlen, sich davonzumachen; wenn der Rebbe es befiehlt, hilft kein Gutsherr und kein Kaiser.“

Wie der Rebbe und sein Diener ins Zimmer zum Gutsherrn kommen, geht der auf den Rebben los und will ihm eine Ohrfeige geben. Er hebt die Hand —

156

sie wird starr und unbeweglich. Wie das der Gutsherr merkt, bekommt er Angst vor dem Rebbe und bittet um Gnade; der Rebbe möge seine Hand wieder beweglich machen. Der Rebbe murmelt etwas vor sich hin und die Hand des Gutsherrn ist wieder gesund. Selbstredend tritt der Gutsherr das Zimmer ab und der Rebbe und sein Diener machen sich's bequem. Bald spricht die ganze Stadt von dem Wunder des Rebbe: Ein solches Wunder! Ein solcher Rebbe! Alles läuft zum Rebbe und es regnet Geschenke.

Am Schabbes sitzt die ganze Stadt beim Rebbe. Mitten im besten Essen springt der Rebbe plötzlich auf und ruft: „Gewalt, Juden, Hilfe: dort im Wald steht ein Jude und würgt an einem Knochen!“ Was sagt ihr zu dem Blick des Rebbe? Der Wald war ungefähr drei Meilen von der Stadt entfernt. Die ganze Stadt läuft in den Wald und richtig — genau an der Stelle, die der Rebbe bezeichnet hat, steht ein Jude und würgt an einem Knochen. Nur eine Minute später — und er wäre erstickt. Natürlich gerät die ganze Stadt in Aufruhr — ein solcher Rebbe, ein solcher Wundermann! Die Geschenke fliegen nur so.

Habt ihr schon von so einem Rebbe gehört?

Nur keine Sorge! Eine Woche später saßen der Rebbe, der Diener, der Gutsbesitzer und der Jude, der an dem Knochen gewürgt hat, — alle miteinander im Gefängnis.

Ein armer Melamed kommt zum Wunderrabbi: „Heiliger Rabbi, Hilfe, Rettung!“ — „Was gibst’s?“ — „Ach, Rabbi, es ist schlimm; in einem Monat ist Pessach und ich habe kein Geld auf Mazzes.“ — „Mach’ dir keine Sorge und geh’ nach Hause — es werden Mazzes sein.“ — Wenn der Rabbi sagt, es werden Mazzes sein, so werden Mazzes sein.

Zwei Wochen sind vergangen und der Melamed sieht, daß noch immer kein Geld da ist; er läuft zum Rabbi: „Heiliger Rabbi, Rettung, Hilfe, in zwei Wochen ist Pessach und ich habe noch immer kein Geld auf Mazzes.“ — „Ich habe dir doch gesagt — es werden Mazzes sein, also werden sie sein.“

Der Melamed macht sich Vorwürfe, den Rabbi erzürnt zu haben, und geht: wenn der Rabbi sagt, es werden Mazzes sein, so werden sie sicher sein.

Wieder ist eine Woche vergangen, die Frau weint — sie hat keine Mazzes. Der Melamed ist ratlos. Noch einmal zum Rabbi gehen? Er hat Angst, aber die Verzweiflung besiegt seine Furcht und er geht: „Heiliger Rabbi, hab’ Mitleid! Was soll ich tun? Ich habe keine Mazzes auf Pessach!“ Der Rabbi wird sehr böse und schreit den Melamed an: „Apikojress! Ich habe doch gesagt, es werden Mazzes sein! Geh’ nach Hause und sei unbesorgt — es werden Mazzes sein!“ Der Melamed geht.

Zwei Tage vor Pessach, der Melamed sieht: es ist nichts da, es ist nichts da, — so nimmt er die Sabbatleuchter

und den Kidduschbecher, verkauft sie und kauft Mazzes. Wie er am Pessach in die Schul' kommt, fragt ihn der Rabbi: „Nun, hast Mazzes?“ Da erzählt der Melamed, was geschehen ist. Drauf der Rabbi: „Siehst du, ich habe dir doch gesagt — du wirst Mazzes haben.“

150. DER WILNAER STADTMAGGID

In Wilna gibt es keinen Rabbiner, da die jüdische Gemeinde von Wilna seit dem Tode des Wilnaer Gaon Rabbi Elia niemanden der Ehre für würdig hält, den Titel Rabbi von Wilna zu führen. Die Judengemeinde von Wilna behilft sich mit ihren Vorstehern, den Stadtgabboim und mit einem Prediger, dem Stadtmaggid. Einmal bekam Wilna nach langer Vakanz einen neuen Stadtmaggid. Das ärgerte die Stadtgabboim, denn sie sagten: „Wir haben selber nichts zu beißen und jetzt kommt noch ein Stadtmaggid dazu.“ Da belehrte sie der neue Stadtmaggid: „Ich will euch eine Fabel erzählen. Eine Hausfrau hat Hühner gehalten. Die hat sie in die Hühnersteige gesteckt und so sind zwei oder drei Tage vergangen, ohne daß die Hühner Futter bekamen; denn sie hatte ganz an sie vergessen. Eines schönen Tages schafft sie einen Hahn an und sperrt ihn auch in die Hühnersteige. Ein Hahn ist kein Huhn. Wie er hungrig wurde, hat er zu krähen begonnen, daß die Hausfrau Kopfschmerzen bekam. Wie sie den Hahn gehört hat, hat sie sich seiner und der Hühner erinnert und ihnen allen Futter gegeben. Genau so wird es mit mir sein.

Solange ihr allein da waret, hat niemand an euch gedacht. Jetzt aber bin ich da und ich werde mit meinen Predigten zu krähen beginnen, so daß man sich meiner und euer erinnern wird. So werden wir alle leben können.“

151—154. MAGGIDIM¹⁾

I.

In eine kleine Gemeinde kam ein Maggid und hielt am Sabbatnachmittag eine Predigt in der Synagoge. Er hatte großes Publikum, das gekommen war, ihn zu hören. Aber die Predigt war so schlecht, daß die Talmudgelehrten der Stadt bald einer nach dem anderen weggingen. Zuerst ging der Row; ihm folgte bald der Schochet; so ging es weiter, einer nach dem anderen. Wie die Leute, die kein großes Wissen hatten, sahen, daß die Gelehrten gingen, folgten sie einzeln ihrem Beispiel. Schließlich waren nur ein paar Nichtstuer und der Schammes zurückgeblieben. Aber der Schammes hatte auch genug. So geht er zum Maggid auf die Kanzel und sagt: „Rabbi, da haben Sie den Schlüssel der Synagoge; wenn Sie mit der Predigt fertig sind und weggehen, schließen Sie, bitte, die Tür der Schul' gut zu.“

II.

Ein Maggid kam in eine kleine Stadt und hielt dort in der Schul' eine lange Predigt, die zwei Stunden

¹⁾ Plural von Maggid = Wanderprediger.

dauerte. Unter den Zuhörern, die dichtgedrängt standen, befand sich auch ein freigeistig angehauchter Jude, der kein Freund der Maggidim war, aber hingegangen war, um den Sabbatnachmittag totzuschlagen.

Am nächsten Tag trifft der Maggid den Juden auf der Straße und da ihn seine Meinung über die Predigt besonders interessiert, geht er auf ihn zu und fragt: „Nun, wie hat Ihnen meine Predigt gefallen?“ — „Wie mir Ihre Predigt gefallen hat? Ach, was soll ich Ihnen sagen? Nach Ihrer Predigt habe ich die ganze Nacht nicht schlafen können.“ Erfreut fragt der Maggid: „Wirklich? So großen Eindruck haben meine Worte auf Sie gemacht?“ — „Nein,“ antwortet der Jude, „aber ich konnte nachts nicht schlafen, denn, wenn ich bei Tag schlafe, kann ich bei Nacht nicht schlafen.“

III.

Ein Maggid predigt in der Kleinstadt. Unter seinen Zuhörern bemerkt er einen älteren Mann, der ihn während der ganzen langen Predigt unverwandt anblickt und mit dem Kopf bald zustimmende, bald verneinende Bewegungen macht. Nach der Predigt geht er auf den Juden zu: „Wie hat dir meine Predigt gefallen? Ich habe bemerkt, daß du mich die ganze Zeit angeschaut und mit dem Kopf geschüttelt hast; da möchte ich dich bitten, mir zu sagen, mit welchen Stellen du einverstanden warst und mit welchen nicht.“ Drauf der Jude: „Rabbi, ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ich bin ein unwissender Mensch und habe von Ihrer Predigt kein

Wort verstanden. Warum ich dann mit dem Kopf bald ‚ja‘ und bald ‚nein‘ genickt habe — fragen Sie? Das will ich Ihnen sagen. Ich wohne auf dem Dorf. Vor einer Woche ist mir ein Ziegenbock verloren gegangen. Heutzutage ist ein Ziegenbock viel Geld wert und so haben wir den Bock in allen Häusern, in der ganzen Umgebung gesucht; aber gefunden haben wir ihn nicht. Da hab’ ich beschlossen, in die nahen kleinen Städtchen zu gehen, vielleicht finde ich dort irgendwo meinen Bock. Kann man wissen? Vielleicht ist der Bock in eine Schul’ hineingesprungen! Ich bitte Sie, ein Bock! Wie Sie nun auf die Tribüne sind und ich Ihr Ziegenbärtchen gesehen habe, da hab’ ich gedacht: Das ist mein Bock und habe mit dem Kopf genickt: ja. Wie Sie dann angefangen haben zu reden, denke ich mir: Das ist doch nicht mein Bock und habe den Kopf geschüttelt: nein. Dann haben Sie angefangen, mit den Händen zu stoßen, genau wie mein Bock — also doch: ja. So war ich immer im Zweifel — bald dachte ich: das ist mein Bock, dann wieder: nein, das ist nicht mein Bock. Deshalb hab’ ich mit dem Kopf gewackelt.“

IV.

Zwei Maggidim kamen eines Freitags in ein kleines Städtchen. Jeder kam aus einer anderen Gegend und so wußte der eine vom andern nichts. Der eine hieß meinetwegen Baruch, der andere, sagen wir, Sorach. So geht denn Baruch zum Gabbe¹⁾ des Bethauses und teilt ihm

¹⁾ Vorsteher.

mit, daß er am nächsten Tag eine Predigt halten will. „Eine Predigt? Mit Vergnügen!“ — entgegnet der Gabbe — „Morgen ist Schabbes, so gegen drei Uhr können Sie kommen und Ihre Predigt halten.“ Der Maggid Baruch geht. Der Maggid Sorach aber war indessen zum zweiten Gabbe gegangen (jedes Bethaus hat bekanntlich mindestens zwei Vorsteher). Er stellt sich als Maggid vor, sagt, daß er eine Predigt halten will und erhält die Antwort: „Selbstverständlich! Warum nicht? Eine Predigt ist sehr nötig! Kommen Sie morgen gegen 3 Uhr ins Bethaus und halten Sie eine Predigt!“ Ebenso wie der eine Maggid von der Anwesenheit des anderen nichts wußte, wußte der eine Gabbe nichts von der Zusage des anderen.

In der Stadt gab es nur eine Herberge und so war es natürlich, daß die beiden Maggidim in derselben Herberge abstiegen. Sie aßen sogar am selben Tisch, aber keinem von beiden fiel es ein, der andere könnte ein Maggid sein. Mein Gott — es gibt so viel Juden auf der Welt! Nach dem Abendessen ging jeder in sein Zimmer und zufällig lagen die Zimmer nebeneinander, nur durch eine dünne Wand voneinander getrennt. So weit, so gut. Baruch und Sorach legen sich zu Bett, jeder in seinem Zimmer. Gegen zwei Uhr nachts hört Baruch, wie Sorach, dessen Bett an der dünnen Wand stand, aufsteht, sich wäscht, anzieht und eine Predigt zu halten beginnt. Baruch begreift im ersten Augenblick nicht: „Wie fällt es einem Juden ein, mitten in der Nacht eine Predigt zu halten?“ Sorach memorierte die Predigt, die er am nächsten Tag halten wollte. Er sprach wohl nicht

laut, aber durch die dünne Wand konnte Baruch jedes Wort verstehen samt allen Betonungen und rednerischen Finessen; denn Sorach hielt seine Predigt so, als stünde er vor seinem Publikum im Bethaus. Die Predigt dauerte eine gute Stunde. Wie Sorach fertig war, ruhte er ein wenig aus und begann zum zweitenmal die Predigt zu memorieren; dann ein drittes und ein viertesmal, stets in dem gleichen Rezipitativ und mit den gleichen Betonungen. Baruch hörte aufmerksam zu und erlernte dabei die ganze Predigt von A bis Z.

Am nächsten Tage, gegen 3 Uhr nachmittags, kommen beide Maggidim ins dichtgefüllte Bethaus; wie die Vorsteher zwei Maggidim vor sich sehen, fragt einer den anderen: „Was soll das bedeuten?“ Da stellt sich heraus, daß zwei Maggidim angekommen sind und jeder die Erlaubnis bekommen hat, heute um 3 Uhr nachmittags zu predigen. Was tun? Der Ausweg ist bald gefunden. Beide sollen predigen. Was kann es schaden, zwei Predigten zu hören? Die Vorsteher entscheiden, als erster möge Baruch sprechen, weil er der ältere ist. Baruch, der in der Nacht Sorachs Predigt erlernt hat, geht aufs Almemor und sagt die ganze schöne Predigt hinunter, die er von Sorach gehört hat. Sorach ist starr vor Staunen: „Wie kommt der Jude auf dieselben Gedanken, dieselben Worte, dieselben Betonungen, wie ich mir sie zurechtgelegt habe?“ Er beißt die Nägel und schweigt. Baruch beendet seine Predigt und geht von der Kanzel herab. Dem Publikum hat die Rede sehr gefallen, denn sie war wirklich gut. Sorach wird es schwarz vor den Augen. Was tun? Was sprechen? Aus dem Stegreif

164

sprechen kann er nicht. Da kommt ihm ein Einfall: er geht aufs Almemor und sagt genau dieselbe Predigt hinunter. Die Zuhörer sind starr. Einer schaut den anderen staunend an. Und wie Sorach fertig ist, entsteht geradezu ein Aufruhr im Bethaus: „Ein Genie! Ein wunderbarer Kopf! Hört eine so lange Predigt ein einziges Mal und sagt sie wörtlich nach!“

155—156. MAGGIDISCHE PREDIGTEN

I.

Gewalt, Leute, Leute, Gewalt! Oj, wißt ihr auch, welchen Tag wir heute haben? Ach, Leute, heut' ist nicht Sonntag und heut' ist nicht Montag, oj, oj, oj, oj, oj! Heut' ist nicht Dienstag, nicht Mittwoch, nicht Donnerstag, oj, heut' ist nicht Freitag und heut' ist nicht Schabbes! Oj, oj, oj ihr Leute, ach und weh! Nun werdet ihr fragen: wenn heute nicht Montag ist und nicht Dienstag, nicht Mittwoch und nicht Donnerstag, nicht Freitag und nicht der heilige Schabbes — was ist also heute? Ach, Gewalt, Leute, Leute, Gewalt, meine lieben Brüder! Heut' ist Rosch-Haschonoh. Und ihr wisset, meine lieben Brüder, am Rosch-Haschonoh muß man Buße tun. Ach und Weh, Gewalt, Leute, liebe Brüder! Buße tun ist ein groß' Ding und wir alle müssen Buße tun, oj, oj, oj, oj!

Da will ich euch erzählen, was bei uns im Städtel passiert ist mit einem Apikojres, einem Freigeist, ach und

weh, Gewalt! Da werdet ihr sehen, was Buße tun heißt und was fromm sein. Aber ich bitte euch, meine lieben Brüder, hört genau zu meinen Worten, denn sie haben tiefen, oj, tiefen Sinn. Ach, bei uns im Städtel war einmal ein Jude, ein gottloser Apikojres, ein Heide, wie er im Buch steht. Oj, oj, oj, er hat — keinem von euch wünsch' ich's — treffe gegessen, am Schabbes geschrieben und so weiter getan alle Arten der Sünde, oj, oj, oj, oj! Ach, ach, Gewalt, da ist die Stunde gekommen, da der Apikojres sich entschlossen hat zu sterben. Und stirbt ein Jude, so muß man ihn begraben. Oj, man hat den Juden genommen und hat ihn begraben. Aber was glaubt ihr, liebe Brüder, ist da geschehen? Am nächsten Tag hat die Erde ausgespien den Apikojres; denn die Erde, Gewalt, hat nicht aufnehmen wollen den Verräter Israels. Und man eilt zum Rabbi: „Heiliger Rabbi, das und das ist geschehen, was ist zu tun?“ Und der Rabbi, er soll leben, hat gesagt: „Nehmt den Apikojres und werft ihn ins Feuer!“ Oj, man hat den Apikojres genommen und ihn ins Feuer geworfen, oj, oj, oj! Aber das Feuer wollt' ihn nicht verbrennen. Ach, ach, wieder läuft man zum Rabbi: „Heiliger Rabbi, barmherziger Vater, was ist zu tun?“ Und der Rabbi, er soll leben, hat gesagt: „Werft ihn vor die Hunde!“ Ach und Weh, man hat den Apikojres genommen und ihn vorgeworfen den Hunden. Aber die Hunde wollten ihn nicht fressen, ach, Leute, meine lieben Brüder!

Jetzt seht ihr selber, was es heißt, nicht Buße tun und nicht fromm sein. Oj, oj, wenn ihr solcherlei Sünden tut wie der Apikojres, wird euer Ende dasselbe sein. Aber

wenn Ihr fromm seid und Buße tuet, wird es euch wohl-
ergehen: aufnehmen wird euch die Erde, verbrennen wird
euch das Feuer und fressen werden euch die Hunde.

II.

Ach, Leute, liebe Freunde! Ich will euch heute nicht
den Kopf verdreh'n mit Thorasprüchen. Ich will euch
an einem Beispiel zeigen, was für Arten von Juden es
auf der Welt gibt. Es gibt vollkommen Fromme und es
gibt Mittel-Fromme und es gibt, oj, oj, oj, gottlose
Heiden.

Doch auf daß ihr das verstehtet, will ich euch ein
Beispiel geben. Es gibt auf der Welt drei Sorten Pferde.
Ein Pferd gibt es, das der Kutscher nicht peitschen muß
und nicht schlagen, denn es läuft von selber — das ist
ein vollkommenes Pferd. Dann gibt es ein Pferd, das
von selber nicht laufen will, doch peitscht es der Kut-
scher, so läuft es — das ist auch noch ein gutes Pferd.
Ach, aber dann gibt es ein Pferd, das rührt sich nicht
vom Ort, wieviel auch der Kutscher es schlägt und
jagt, ach, das ist schon gar kein Pferd mehr.

Jetzt, liebe Brüder, werdet ihr verstehen, was ich
meine. Es gibt einen vollkommenen Frommen, der am
Morgen rechtzeitig aufsteht und in die Schul' zum Gebet
geht — oj, der ist ein vollkommenes Pferd! Und es gibt
einen Mittelfrommen, der von selber nicht aufsteht; doch
wenn die Frau ihn ermahnt, in die Schul' zum Gebet
zu gehen, nimmt er Tallis und Tefillim und geht — der
ist auch kein übles Pferd! Aber da ist der gottlose Heide,

der nicht betet, mag man ihn noch so oft erinnern — ach, seht ihr, der ist gar kein Pferd!

157. DER GRABBESUCH

Eine Witwe besucht das Grab ihres verstorbenen Mannes; es ist Winter, auf dem Friedhof liegt hoher Schnee, und die Frau kann das Grab nicht finden. So ruft sie den Friedhofswächter, gibt ihm fünf Kopeken und bittet ihn, das Grab ihres Mannes aufzusuchen: „Erzähle ihm, daß ich am Tischebow¹⁾ an seinem Grab war; damals habe ich ihm gesagt, daß es mir nicht schlecht geht; aber jetzt geht es mir nebbich sehr schlecht: ich habe die Töchter verheiratet, muß die Schwieger-söhne in Kost halten und habe nichts zu essen.“

Der Wächter geht und kommt nach einigen Minuten zurück.

„Warst du am Grab?“ fragt die Frau.

„Ja.“

„Hast du meinem Mann gesagt, was ich dir aufgetragen habe?“

„Ja.“

„Nun, was hat er geantwortet?“

„Er läßt Euch sagen, Ihr möget die Kinder bis Pessach bei Euch in Kost halten; dann wird er sie zu sich in Kost nehmen.“

¹⁾ Fast- und Trauertag am 9. Ab, dem Tage der Tempelzerstörung.

X. *UNHEILIGES*



158—162. VOM FASTEN UND ANDEREN DINGEN, DIE MAN NICHT HÄLT

I.

Ein junger Mann kommt am Tischebow in ein kleines Judenstädtchen, geht in ein Gasthaus und läßt sich ein Mittagessen vorsetzen. Das spricht sich sofort herum und es dauert nicht lange, so erhält der Row die schlimme Kunde.

Er läßt den Fremden durch den Schammes rufen und sagt ihm: „Was soll das heißen? Was ist das für eine Frechheit, am Tischebow zu essen?“

Drauf der junge Mann: „Rabbi, zunächst muß ich bemerken, daß ich selber die Schrift und das Gesetz gut kenne. Wie ist es zum Beispiel, wenn ich krank bin? Darf ich da essen?“

„Wenn du, Gott behüte, krank bist, liegt die Sache anders“ — antwortet der Row — „Es hängt aber davon ab, was für eine Krankheit du hast.“

„Wie ist es,“ — fragt der Fremde weiter — „wenn ich sehr krank bin, eine lebensgefährliche Krankheit habe?“

„Bei einer lebensgefährlichen Krankheit ist das etwas anderes,“ — erwidert der Row — „aber soweit ich es dir ansehe, hast du keine lebensgefährliche Krankheit.“

Da gerät der junge Mann in Wut: „Aber essen darf

ich! Also was denn? Es ist Ihnen nicht recht, daß ich gesund bin? Was schadet es Ihnen, wenn ein jüdischer junger Mann, Gott sei Dank, gesund ist?“

II.

Ein Jude wurde gesehen, wie er am Jom Kippur¹⁾ ein Huhn aß. Das wurde dem Row hinterbracht und als er am nächsten Tag den Juden traf, sprach er ihn an: „Von wem immer hätte ich so was zu hören erwartet, aber von dir, Jidel, nicht. Am Jom Kippur essen? Wie ißt ein Jude am Jom Kippur Huhn?“ — „Das wissen Sie nicht, Rabbi? Einen Bissen Brot und einen Bissen Huhn!“ — „Spaß beiseite!“ unterbricht der Row. „Wie konntest du an einem solchen Tag, am Tag des Gerichtes, essen?“

Drauf Reb Jidel: „Die Sache ist so, Rabbi. Am Jom Kippur essen ist gewiß ein großes Unrecht, aber wenn ich damit einem jüdischen Mädchen helfe, so ist das doch, glaube ich, wichtiger als zu fasten.“

„Einem jüdischen Mädchen helfen ist sicher eine fromme Tat, aber wie kommt eines zum anderen?“

„Das ist so, Rabbi. Ich will es Ihnen erzählen. Wie ich so auf der Gasse gehe, höre ich, wie hinter mir zwei Mädchen sprechen; die eine sagt: ‚Heute ist ein furchtbarer Tag, alle Juden müssen fasten.‘ Da sagt die andere: ‚Geh, Närrin! Soviel Tausender möcht’ ich als Mitgift haben, wieviel Juden heute essen werden!‘ Nun sagen Sie selber, Rabbi: Ein armes jüdisches Mädchen

¹⁾ Versöhnungstag, ein strenger Fasttag.

— was schadet es mir, wenn sie um einen Tausender mehr Mitgift haben wird?“

III.

Ein Jude wurde am Tischebow dabei betreten, wie er ein Huhn in Butter aß. Eine dreifache Sünde! Die Sache kam dem Row zu Ohren und der ließ den Juden rufen. Er redete dem Sünder ins Gewissen und schimpfte ihn ordentlich zusammen: „Apikojres, Goj, Mamser¹⁾!“ Der Jude läßt alles über sich ergehen und fragt dann: „Rabbi, was bin ich?“ — „Was heißt, was du bist? Ein Apikojres bist du, ein Verräter Israels!“ — „Ja, Rabbi, das habe ich schon gehört; aber was bin ich doch?“ — „Ist es dir noch zu wenig, was du bist? Du bist ein Abtrünniger, ein Trefefresser, ein Taugenichts, ein...“ — „Ja, gut, Rabbi, das weiß ich; aber ich möchte wissen: was bin ich: fleischig oder milchig?“

IV.

Der Row einer jüdischen Kleinstadt kommt einmal nach Warschau und geht am Sabbat nach dem Gebet über die Straße. Da kommt er an einem großen Geschäft vorüber, dessen Besitzer ein Jude ist. Wie der Rabbi vorübergeht, ruft der Jude von der Tür her: „Hereinspaziert! Bei mir ist heute billiger Tag, heute kostet ein Anzug den halben Preis!“ Der Row erkennt an der Sprache, daß der Kaufmann, der am Sabbat verkauft,

¹⁾ Bastard.

ein Jude ist und erschrickt. Er tritt auf den Juden zu: „Was soll das heißen? Du entweihst doch öffentlich den Sabbat! Heute machst du Geschäfte? Am Sabbat?“ Drauf der Jude: „Ich gebe Ihnen einen Anzug um den halben Preis und Sie nennen das Geschäfte? Schöne Geschäfte!“

V.

Am Sabbatnachmittag gehen die Juden in der Kleinstadt gewöhnlich spazieren. Wohin geht man spazieren? Zum Bahnhof, um zu sehen, wer ankommt, — wer wegfährt. An einem schönen Sabbat sieht nun eine Frau, die auch zum Bahnhof gegangen war, aus dem Waggon eines eben angekommenen Zuges einen Juden mit einer Zigarette im Mund aussteigen. Sie erschrickt: Ein Jude fährt am Schabbes?! Sie ringt die Hände und ruft: „Oj, ein Unglück, ich sterbe: ein Jude fährt am Schabbes.“ Der Reisende geht auf die Frau zu und erwidert: „Sie haben sogar zehnmal Unglück und dürfen noch zehnmal sterben — im Coupé sitzen noch zehn Juden!“

163. NUR FROMM!

Ein Jude kommt auf einer Geschäftsreise in ein Dorf und übernachtet dort bei einem Landjuden. Am nächsten Morgen hört er, wie die Frau seines Gastgebers, eine alte Jüdin, einen jungen Menschen weckt:

„He, Grischa, aufstehen, es läutet schon zur Kirche!“

Der Jude ist erstaunt: warum liegt der alten Jüdin so daran, daß der Christ ja nicht die Kirche versäumt? Er fragt die Frau nach dem Grund.

„Grischa“ — antwortet sie — „ist mein eigener Sohn, mein einziger; ein frommer Jude wollte er nicht sein, so soll er wenigstens ein frommer Christ sein.“

164. ERSCHROCKEN

Ein Fuhrmann fährt mit einem jüdischen Passagier über Land. Sie kommen an einer Wiese vorüber, auf der frisches, schönes Heu steht. Der Fuhrmann hält an und sein Passagier sieht, wie er auf die Wiese geht, sich vorsichtig nach allen Seiten umsieht und dann eine Heugarbe auf die Schulter nimmt. Der Jude ruft ihm zu: „Berek, man sieht es!“ Wie das der Fuhrmann hört, wirft er das Heubündel weg und schaut sich nach allen Seiten um. Kein Mensch zu sehen. Er schwingt die Heugarbe wieder auf die Schulter, läuft rasch zu seinem Wagen, verstaubt das Heu und treibt die Pferde vorwärts, daß die Funken fliegen. Erst ein paar Werst weiter mäßigt er das Tempo und fragt den Juden: „Sag', wer hat etwas gesehen?“ Drauf der Jude: „Was heißt, wer? Gott hat es gesehen!“ — Der Fuhrmann spuckt kräftig aus: „Pfui! ... Alle bösen Träume! ... Ich habe gemeint, es wär' ein Bauer ...“

165. DER GER¹⁾

In eine jüdische Kleinstadt kam eines Tages ein Ger und bat um Almosen. Die Spenden flossen reichlich. Indessen hatte jemand erfahren, daß der angebliche Ger gar kein Ger sei, sondern als Jude geboren wie alle anderen Juden. Der Sturm brach los: So ein Betrüger, so ein Lügner, er darf keinen Groschen mehr kriegen! Und dem Juden wurde gesagt: „Wir wissen, daß du kein Ger bist und uns betrogen hast; wisse denn, daß du von uns keinen Groschen mehr bekommst. Und schau, daß du weiterkommst, sonst kannst du noch gute Prügel kriegen!“ Der Jude erwiderte: „Ich begreife euch nicht! Wäre mein Vater ein Christ gewesen, so hättet ihr was davon? Was schadet es euch, daß mein Vater auch ein Jude war?“

166. KLUG UND FROMM

Ein Landjude wollte seine Tochter verheiraten. Er ließ einen Schadchen rufen: „Ich habe eine Tochter und bin, Gott sei Dank, ganz gut gestellt, darum möchte ich für sie einen guten Mann. Was ich unter einem guten Mann verstehe, fragst du? Er muß klug und fromm sein, gottesfürchtig, aber modern.“

Der Schadchen geht. Nach ein paar Tagen kommt er wieder und bringt einen jungen Mann mit, den er über

¹⁾ Proselyt.

den grünen Klee lobt. Der Landjude sieht sich den Heiratskandidaten an und stellt ihm folgende Frage: „Sagen Sie, junger Mann; wenn Sie am Schabbes auf der Gasse gehen und tausend Gulden finden, werden Sie sie aufheben?“ Der antwortet: „Gott bewahre! Am Schabbes!“ Da sagt der Landjude zum Schadchen: „Hör' zu, der Mann ist nichts für mich.“

Der Schadchen geht mit dem jungen Mann weg und ein paar Tage später bringt er einen anderen Bewerber. Dem stellt der Landjude dieselbe Frage. Er antwortet: „Was ich tun werde? Natürlich die tausend Gulden aufheben.“ Da sagt der Landjude zum Schadchen: „Auch der Mann ist nichts für mich.“

Der Schadchen geht und schüttelt bedenklich den Kopf: „Was will er? Einen Frommen nicht, einen Apikojres auch nicht!“ Nach ein paar Tagen kommt er mit einem dritten Bewerber. Den fragt der Landjude: „Wenn wir am Schabbes auf der Gasse gehen und tausend Gulden finden, wirst du sie aufheben oder nicht?“ Der antwortet: „Aber, Reb Schaje — zuerst finden, dann werden wir schon wissen, was wir zu tun haben!“ Da sagt der Landjude: „Das ist ein Bräutigam, wie ich ihn für meine Tochter wünsche!“

167. DER DENUNZIANTE

In einer Stadt gab es einen jüdischen Denunzianten. Den gibt es ja in jeder Stadt — aber der, von dem ich erzähle, war ärger als alle und die Stadt hatte viel durch

ihn zu leiden. Aber es gibt noch einen Gott auf der Welt — eines Tages wurde der Denunziant schwer krank und die Ärzte gaben ihn auf. Der Denunziant wußte, daß die Kunde in der Stadt große Freude hervorrufen würde und so ließ er die ganze Stadt wissen, sie hätte keinen Grund sich zu freuen; denn nach dem Tode würde er sie erst recht so denunzieren, daß sie daran denken werden. Die ganze Stadt lachte; nach dem Tode denunzieren — Unsinn!

Als der Denunziant merkte, daß es zu Ende ging, ließ er die Mitglieder der Chewra Kadischa¹⁾ rufen und sagte zu ihnen: „Ich weiß, daß ich ein großer Denunziant war und auf jener Welt schwere Strafen zu erwarten habe; darum bitte ich euch: richtet mich mit den vier Todesarten des Gesetzes²⁾, damit ich so von den Qualen, die drüben meiner warten, erlöst sei.“ Die Mitglieder der Chewra Kadischa wunderten sich über diesen letzten Wunsch des Denunzianten, aber sie deuteten ihn als Reue des Sündigen und versprachen, seinen Wunsch zu erfüllen. Als sie gegangen waren, ließ der Denunziant die Polizei rufen und sagte: „Ihr wisset, daß ich euch stets ergeben war; darum haßt mich die ganze Stadt und will nach meinem Tode Rache an mir nehmen; seid also wachsam!“

Als der Denunziant gestorben war und die Chewra Kadischa ihr Versprechen einlösen sollte, wurden alle Juden zusammenberufen. Der Leichnam wurde auf ein

¹⁾ Begräbnisbruderschaft.

²⁾ Das jüdische Recht kennt vier Todesarten: Steinigung, Verbrennung, Totschlag, Erstickung (Hängen).

Dach getragen und von dort auf die Erde geworfen: als Symbol für die Steinigung. Dann wurde er in Stroh eingewickelt und dieses angezündet: als Symbol für die Verbrennung. Hierauf ergriffen die Versammelten Stöcke und Besen und schlugen auf die Leiche los: als Symbol des Totschlages. Endlich wurde — als Symbol der Erstickung — der Leiche ein Strich um den Hals gelegt. Hierauf erst wurde der Tote bestattet.

Nach dem Begräbnis lud die Polizei die Mitglieder der Chewra Kadischa vor und sie kamen vor Gericht: der eine bekam einen Monat Gefängnis, der andere zwei, der ein Jahr, jener zwei, usw. nach den Bestimmungen des Gesetzes. Jetzt begriff die Stadt, wie sie der Denunziant nach dem Tode denunziert hatte.

168. DER NACHRUF

In manchen Gegenden ist es bei den Juden Sitte, daß ein Toter erst dann bestattet werden darf, bis jemand über ihn ein gutes Wort gesagt, ihm gute Nachrede gehalten hat. In einer Stadt war nun ein Jude gestorben, der sein Lebenlang ein Bösewicht und gottloser Mensch gewesen war. Es fand sich niemand, der ein gutes Wort über ihn gesagt hätte. So lag die Leiche schon drei Tage und war noch immer nicht bestattet. Guter Rat war teuer; der Tote konnte doch nicht liegen bleiben. In der Schul' wurde der Fall lebhaft besprochen. Da meldet sich ein Jude: „Leute, ich habe eine gute Nachrede für den Mann.“ — „Was?“ — „Er hat Kinder zurückgelassen,

die sind noch ärger als er.“ — Jetzt erst wurde der Jude begraben.

169. DIE LETZTEN RUTENSTREICHE

Als Herschel Ostropoljer im Sterben lag, rief er seine Frau an sein Lager und bat sie, sie möge ihm eine wurmige Pflaume zu essen geben.

Die Frau wunderte sich, warum Herschel gerade in der Sterbestunde ein verbotenes Gericht essen wollte, und sah ihren Mann erstaunt an.

„Was schaust du mich so an?“ — sagte Herschel — „Die Sache ist ganz einfach: Drüben, auf jener Welt, wird man doch mit eisernen Ruten gepeitscht und dabei wird jede Sünde einzeln ausgerufen. Wenn ich dann drüben hören werde: ‚Die wurmige Pflaume‘, dann werde ich wissen: Jetzt ist's zu Ende, das sind die letzten Rutenstreiche.“

170. DER SÜNDER

Ein Jude, ein arger Apikojres¹⁾, kommt zum Row: „Rabbi, ich habe schon alle Sünden begangen, die es auf der Welt gibt: Schweinefleisch gegessen, am Schabbes geraucht, kurz alles, was man sich nur vorstellen kann. Nur — ich weiß nicht — eine einzige Sünde kann

¹⁾ Apikojres = Epikuräer, Freigeist.

ich nicht begehen.“ — „Welche?“ fragt der Row. — „Selbstmord.“ Drauf der Row: „Das sollst du auch nicht tun, denn sonst erfüllst du ein religiöses Gebot und du willst doch sündigen.“ Da fragt der Apikojres: „Welches religiöse Gebot?“ — „Das aus dem 5. Buch Mosis: ‚Rotte alles Schlechte aus deiner Mitte!‘“

171. DIE PAPIERENE BRÜCKE

Ein alter Jude lag auf dem Totenbett. Als er seine letzte Stunde kommen fühlte, rief er seinen einzigen Sohn heran und sprach zu ihm: „Lieber Sohn, ich fühle, daß ich bald sterben muß. Die Juden sind nebbich in der Verbannung, im Golus, und wer kann wissen, wann die Erlösung kommen wird? Aber wir Juden glauben daran, daß der Messias jeden Tag kommen kann, wie es in den Glaubensartikeln steht. Möglich, daß der Messias noch in diesem Jahr kommt. Du weißt ja, lieber Sohn — wenn der Messias kommt, werden die Gojim auf einer eisernen Brücke gehen und die Brücke wird einstürzen; aber die Juden werden auf einer papierenen Brücke gehen und die wird fest bleiben. So sagen wir Juden und es ist gewiß wahr.

Nun bitte ich dich, mein lieber Sohn: wenn der Messias kommt, so sollst du für jeden Fall auf der eisernen Brücke gehen.“

172. VIER GETAUFTE

Vier getaufte Juden saßen einmal zusammen und erzählten einander, aus welcher besonderen Ursache sich jeder von ihnen hatte taufen lassen.

Der erste erzählte, er sei schwer verleumdet worden und um der Verfolgung zu entgehen, habe es kein anderes Mittel gegeben als die Taufe.

Der zweite erzählte, er habe sich nur deshalb getauft, weil er mit seinen Eltern in ewigem Streit lag, die ihm stets vorwarfen, er sei nicht so fromm wie sie es wünschten; so habe er ihnen mit der Taufe einen Streich spielen wollen.

Der dritte erzählte, er habe sich in ein Christenmädchen verliebt und sich ihr zuliebe taufen lassen, um sie heiraten zu können.

Der letzte begann:

„Ich habe mich, ihr könnt es mir glauben, ohne jede Nebenabsicht getauft; bei mir war es einfach: ich bin wirklich, so wahr ich ein Christ bin, zur Überzeugung gekommen, daß die christliche Religion höher steht . . .“

„Aber, aber“ — rufen die drei anderen wie aus einem Munde — „das kannst du ihnen erzählen, den G o j i m!“

173. SCHNELL ERLERNT

Zwei Juden, die miteinander sehr befreundet waren, beschlossen, sich taufen zu lassen. Als sie zum Haus des

182

Pfarrers kamen, vereinbarten sie, zuerst möge der eine hinaufgehen und sich der ganzen Taufzeremonie unterziehen; wenn alles vorüber wäre, solle er dem andern, der indessen unten warten würde, alles erzählen, was zu tun sei, damit der andere genau unterrichtet sei, wie er sich zu benehmen habe, wenn er dem Beispiel des Freundes folge.

Der eine ging zum Pfarrer hinauf, der andere wartete. Nach einer guten Weile trat endlich der erste aus dem Hause des Pfarrers.

„Nun, lieber Freund, erzähle, wie war's?“ fragt der Wartende ungeduldig.

Der neugebackene Christ sieht seinen früheren Freund an, als wäre es ein Fremder, und fährt ihn wütend an:

„Mit einem verfluchten Juden will ich nichts zu tun haben!“

„Ei, ei!“ — erwiderte der andere — „Schnell erlernst, so wahr ich lebe! Schade, jammerschade, daß ich nicht zuerst hinaufgegangen bin; da könnte ich dir jetzt dasselbe sagen.“

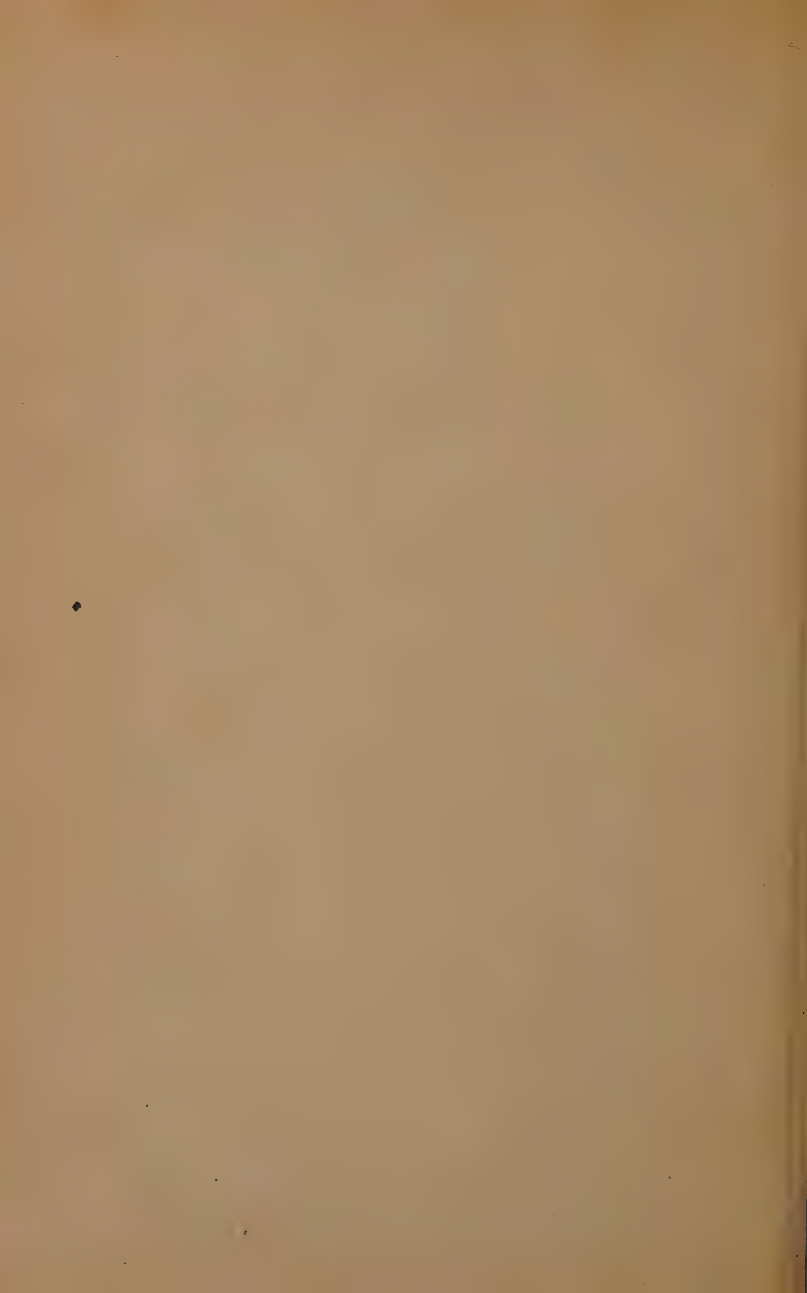
174. ZUVIELE JUDEN

Ein bekannter jüdischer Bankier in Wien ließ sich taufen und wurde Protestant. Großes Erstaunen. Denn die Protestanten waren damals — im alten Österreich — fast ebensowenig gern gesehen wie die Juden. So fragte den neuen Bekenner der Augsburger Konfession ein Bekannter:

„Warum haben Sie sich nicht der herrschenden Religion, der katholischen, angeschlossen?“

„Wissen Sie, ich will's Ihnen ehrlich sagen,“ — war die Antwort — „ich glaube, unter den Katholiken gibt es schon zu viele Juden!“

XI. DIE GROSSE WELT



175. UNVERSTÄNDLICH

Ein Jude, der aus Deutschland in seine Heimatstadt gekommen ist, trifft auf der Straße den Row. Der fragt ihn: „Du warst doch in der großen Welt. Was gibt es dort so Besonderes? Ist's schöner als bei uns? Ich habe Wunder über Wunder von der großen Welt gehört, aber keiner kann mir sagen, was es dort Besonderes gibt.“

Drauf der Heimgekehrte: „Rabbi, wenn ich beginnen wollte zu erzählen, so nähme es kein Ende. Nur ein paar Dinge will ich Ihnen sagen: Zum Beispiel gibt es dort eine Tramway, so nennen sie das. Wenn ich zum Beispiel von einer Gasse in die andere gehen will, so gehe ich nicht zu Fuß (man weiß dort gar nicht, was das ist); ich setze mich in die Tramway und in zwei Minuten bringt mich die Tramway dorthin, wo ich sein will. Dann gibt es dort Eisenbahnen; aber was für Eisenbahnen! Eine Strecke wie von Wilna bis Kowno kann man in einer halben Stunde fahren. Dann haben sie dort Telegraph und Telephon. Sie wollen zum Beispiel mit Reb Todress in Berlin sprechen. Sie glauben, Sie müssen erst von Königsberg nach Berlin zu ihm fahren und dann mit ihm sprechen? Aber wo! Sie sprechen in Königsberg und Reb Todress ist in Berlin und einer hört den anderen. Sie verstehen? Alles geht drüben so rasch, kaum zu glauben!“

Drauf der Row: „Ja, wirklich, Wunder über Wunder

der; nur eines begreife ich nicht: warum eilen sie sich so in der großen Welt?“

176. DEUTSCH

Ein Frechling beleidigte den Row in der Synagoge, schrie ihn an und schlug dann Lärm. Sein Benehmen war derartig, daß ein Polizist ihn arretierte. Nachher aber hatten die Juden Mitleid mit dem jungen Mann und beschlossen, zum Polizeileiter zu gehen und ihn zu bitten, er möge den jungen Mann freilassen.

Zwei Juden gingen hin und brachten ihre Bitte vor; der Polizeileiter sagte, er sei bereit, den jungen Mann freizulassen, wenn der Row im Amt erkläre, er verzeihe ihm. Der Row sagte, er sei dazu bereit, aber er könne nicht Russisch. „Der Rabbiner kann seine Erklärung auch deutsch abgeben“, erklärte der Polizeimeister. — „Deutsch? Deutsch kann ich; welcher Jude kann nicht Deutsch?“ — sagt der Row und geht ins Amt.

Dort fragt ihn der Polizeileiter: „Nun, wollen Sie dem jungen Mann verzeihen?“ Drauf der Row: „Lechatchile bin ich af em gewen molej haß: asa schejgez, mechuzef ponim, is sich mejaschew schabes, b'schaß krias tojre, bifnej kol am weejde, un is mecharef un megadef a more d'assre; nor bideewed bin ich mojchel bimechile gmure¹).“ Der Polizeileiter, der

¹) „Anfangs war ich ihm sehr böse: so ein frecher Lausbub erlaubt sich am Sabbat während des Thoravorlesens in Gegenwart aller Leute den Rabbiner zu beleidigen und zu beschimpfen; jedoch, da es geschehen ist, vergebe ich ihm von ganzem Herzen!“

kein Wort von diesem Deutsch versteht, fragt: „Was sagt der Rabbiner, das ist doch nicht Deutsch!“ Drauf der Row: „Er lehrt mich Deutsch!“

177. ERFINDUNGEN

Ein jüdischer Kopf bleibt ein jüdischer Kopf. Die Gojim können reden, was sie wollen, ein jüdischer Kopf hat nicht seinesgleichen auf der Welt. Sehen wir uns doch nur die Erfindungen an, die die gojischen Köpfe ausgedacht haben! Da haben sie die Eisenbahn erfunden. Gewiß eine gute Sache: erstens geht sie schnell und zweitens kostet sie mit Hilfe des Kondukteurs kein Geld. Aber zieht man eine Schraube aus den Schienen oder aus der Lokomotive, ist's aus mit der Eisenbahn, mit dem Kondukteur, mit allem. Oder nehmen wir den Telegraphen. Der Telegraph ist auch eine gute Sache. In einer Minute kann man dem anderen sagen, was man will. Aber schneidet man auch nur *e i n e n* Draht durch, so ist Schluß mit der Elektrizität, Schluß mit dem Telegraphen. Das ist keine jüdische Erfindung.

Seht euch aber eine jüdische Erfindung an: zum Beispiel Tischebow¹⁾). Am Tischebow darf man nicht essen wegen der Erinnerung an die Tempelzerstörung. Wie aber, wenn es einem Apikojres einfiele, am Tischebow zu essen? Da haben es unsere Weisen so eingerichtet, daß man am Tischebow erst am Abend Tefillim

¹⁾ Gedenktag der Tempelzerstörung am 9. Ab.

legt. Nun, setz' dich essen, wenn du noch nicht Tefillim gelegt hast!

178. DIE DRAHTLOSE TELEGRAPHIE

Ein Jude und ein Grieche streiten miteinander, welche Kultur die höhere ist, die jüdische oder die griechische. Jeder verteidigt die seines Volkes. Der Grieche sagt: „Ich will dir einen Beweis bringen, der dich überzeugt. Vor drei Jahren hat man bei Ausgrabungen in Griechenland Drähte in der Erde gefunden; das beweist, daß es im alten Hellas bereits den Telegraphen gegeben hat.“ Drauf der Jude: „Das beweist mir nichts; denn ich kann dir beweisen, daß die Juden die höhere Kultur haben. Bei uns in Palästina hat man auch Ausgrabungen gemacht; man hat gegraben und hat nichts gefunden; das ist ein Beweis, daß unsere alten Juden schon die drahtlose Telegraphie gekannt haben!“

179. EIN KURZES TELEGRAMM

Eine junge Frau hat einen Buben bekommen. Ihr Mann will das freudige Ereignis seiner Mutter telegraphieren und setzt folgende Depesche auf: „Fanni glücklich entbunden, Sohn.“ Das Telegramm zeigt er dem Schwiegervater; der schüttelt mißbilligend den Kopf: „Da sieht man gleich, daß du kein Kaufmann bist; wer telegraphiert einen solchen Roman? Schau nur, wieviel

190

überflüssige Worte du da schreibst! Da hast du erstens: Fanni. Was heißt Fanni? Natürlich Fanni! Du wirst doch nicht telegraphieren, wenn eine andere Frau entbindet! Zweitens: glücklich. Was denn? Nicht glücklich? Wäre es, Gott bewahre, unglücklich gewesen, hättest du da telegraphiert? Weiter: entbunden. Was denn? Das Kind ist vom Himmel gefallen? Und wozu schreibst du eigentlich Sohn? Wenn man sich freut und schon telegraphiert, ist es doch sicher ein Sohn. Bei einer Tochter wäre doch die Freude nicht so groß.“

180. DEPESCHENWECHSEL

Ein Kaufmann hatte einen Kunden, der ihm seit Monaten einen größeren Betrag schuldig war. Er hatte ihm schon mehrere Mahnbriefe geschrieben, aber es rührte sich nichts. Einmal, als der Kaufmann sehr notwendig Geld brauchte, beschloß er, den säumigen Schuldner telegraphisch zu mahnen. Er sagt seinem Angestellten, er möge das Telegramm aufsetzen. Der überreicht dem Chef das Konzept, welches zehn Worte enthält. Wütend fährt ihn der Chef an: „Bist du verrückt? Das Telegramm kostet doch 60 Groschen! Ein Telegramm muß kurz, scharf und deutlich sein! Da, schau her, ich werde dir's zeigen!“ Und er schreibt ein Wort: „N u?“

Dieses Telegramm gibt der Angestellte auf und nach ein paar Stunden kommt das Antworttelegramm; der Kaufmann öffnet es; es enthält z w e i Worte: „N u, n u!“

181. SEEFAHRT

Ein Schiff mit vielen Passagieren fuhr auf dem Meere. Plötzlich erhob sich ein schrecklicher Sturm. Das Schiff wurde hin und her geworfen und neigte sich von einer Seite auf die andere. Unter den Passagieren brach eine Panik aus; die Frauen fielen in Ohnmacht, die Männer liefen ratlos hin und her. Ein Jude, der sich unter den Passagieren befand, schrie und wehklagte: „Gewalt, lieber Gott, Gewalt, das Schiff!“ Ein Mitreisender, auch ein Jude, geht auf ihn zu: „Was machst du für ein Geschrei? Was treibst du? Ist es denn d e i n Schiff?“

182. DAS WUNDER AUF DEM MEERE

Auf einem Amerikadampfer mit zahlreichen Auswanderern, Russen, Polen, Deutschen, Engländern, befanden sich auch ein Chinese und ein Jude. Mitten auf dem Ozean brach plötzlich ein gewaltiger Sturm los und jeden Augenblick drohte das Schiff zu sinken. Die Passagiere, die sehr abergläubisch waren, beschlossen in ihrer Verzweiflung dem Meer ein Opfer darzubringen, um es zu beruhigen.

Sie fanden nach langem Wählen in der Ladung einen Korb schöner Äpfel und warfen ihn über Bord. Aber der Sturm wütete weiter. Da beschlossen die Passagiere, um das Leben aller zu retten, dem Meere einen von ihnen als Opfer darzubringen. Es wurde gelost und das Los

192

fiel auf den Chinesen; er wurde ins Meer geworfen. Doch es half nichts und man beschloß, einen zweiten Menschen dem Meere zu opfern. Diesmal fiel das Los auf den Juden. Und siehe — der Sturm legte sich.

Nicht lange darnach tauchte ein riesiger Walfisch neben dem Schiff auf. Die Mannschaft fing ihn und zog ihn an Bord. Er wurde aufgeschnitten und ausgeweidet und in seinem Bauche fand man — den Korb Äpfel, den Chinesen und den Juden; und der Jude verkaufte grade dem Chinesen die Äpfel.

183. DER AUTOMAT

Zum Betreten des Bahnsteiges benötigt man, wie euch bekannt ist, eine Perronkarte. In Rußland gibt es auf dem Bahnhof Automaten, die gegen Einwurf eines silbernen Zehnkopekenstückes eine Perronkarte auswerfen. Ein Jude wollte nun einmal eine Perronkarte haben; er studiert lange die Belehrung auf dem Automaten; dann denkt er: „Er wird's für fünf Kopeken auch geben!“ und er wirft ein Fünfkopekenstück ein. Er drückt auf den Knopf, aber es fällt kein Billett heraus. Da sagt er zum Automaten: „Nur Ruhe, sei nicht böse; da hast du noch fünf Kopeken, gib ein Billett her und laß mich in Frieden.“ Er wirft wieder ein Fünfkopekenstück ein, aber es fällt doch kein Billett heraus. „Die Sache mit dem Automaten ist ein Schwindel“ — mit dieser Überzeugung will der Jude sein Automatenerlebnis beenden. Da sieht er, wie ein Offizier auf den Automaten zugeht und ein Zehn-

hopekenstück einwirft — und siehe, es fällt sofort eine Karte heraus. Da wendet sich der Jude an den Automaten: „Mir hast du nichts verkaufen wollen, dem Goy aber verkaufst du? So bist du doch ein Antisemit!“

184. REISEABENTEUER

Ein Jude kommt von einer Reise zurück und erzählt: „Neulich ist mir im Zug etwas Merkwürdiges passiert. Ich fahre nach Berditschew und sitze gemütlich auf meinem Platz. Da kommt der Kondukteur herein und geht durch den Waggon. Wie er an mir vorübergeht, bleibt er stehen und schaut mich an, genau so, als hätte ich keine Fahrkarte.“

„Nun, und du? Was hast du getan?“

„Ich? Was hätt' ich tun sollen? Ich hab' ihn angeschaut, genau so, als hätte ich eine Fahrkarte.“

185. RUBINSTEIN

Ein Jude sucht in einem eben angekommenen Zug einen gewissen Rubinstein. Er läuft auf dem Bahnsteig den ganzen Zug ab und ruft: „Rubinstein! Rubinstein!“ Ein junger Mann steckt den Kopf aus einem Coupéfenster, um zu sehen, was es gibt. Da läuft der Jude auf ihn zu, versetzt ihm eine kräftige Ohrfeige und geht weg.

In dem Coupé großes Gelächter. Am meisten aber lacht der junge Mann, der die Ohrfeige bekommen hat; er

194

hält sich den Bauch vor Lachen. Da fragt ihn ein Mitreisender: „Hören Sie, ich begreife nicht — wir lachen, weil Sie eine so kräftige Ohrfeige gekriegt haben, aber warum lachen Sie?“ Atemlos vor Lachen antwortet er: „Haben Sie eine Ahnung, ich bin doch gar nicht Rubinstein!“

186—188. DEN ZUG VERSÄUMT

I.

Ein Jude eilt zur Bahn; wie er ankommt, fährt ihm der Zug gerade vor der Nase weg. Drauf er: „Kunststück!“

II.

Ein Jude eilt zum Zug; wie er auf den Perron kommt, fährt gerade der Zug ab. Drauf er: „Was rennst du? Ich hab' ohnedies nicht fahren wollen!“

III.

Ein Jude hat einmal den Zug versäumt; er war um zwei Minuten zu spät gekommen. Er schreit und jammert: „So dringend hab' ich wegfahren müssen! Und jetzt versäume ich den Zug. Mir entgeht ein großes Geschäft! Gewalt, weh', ein Unglück!“ Da fragt ihn ein anderer Jude: „Hören Sie, um wieviel Zeit sind Sie zu spät gekommen?“ — „Um zwei Minuten, denken Sie sich, nur um zwei Minuten!“ Drauf der: „Um zwei Minuten

sind Sie im ganzen zu spät gekommen und schreien tun Sie, als wären Sie um eine ganze Stunde zu spät gekommen!“

189. DER KONTROLLOR

Ein Jude will von Kowno nach Wilna fahren. Er geht auf den Bahnhof und fragt den Schaffner, ob man heute ohne Billett fahren kann. — „Nein,“ sagt der Schaffner, „heute nicht, heute fährt der Kontrollor mit.“ — „Wo ist der Kontrollor?“ fragt der Jude. — „Dort sitzt er.“

Der Jude geht auf den Kontrollor zu und fragt ihn: „Sind Sie der Kontrollor?“ Der fährt auf ihn los: „Was geht das dich an, Jude, wer und was ich bin?“ — „Aber, was macht Ihnen das? Was schadet's Ihnen? Sagen Sie mir's!“ Drauf der andere: „Also ja, ich bin der Kontrollor, nun und —?“ — Der Jude fragt weiter: „Seien Sie nicht böse, Herr Kontrollor; sagen Sie, werden Sie mit diesem Zug fahren?“ Wütend schreit ihn der Kontrollor an: „Was geht das dich an?“ — „Warum sind Sie so böse? Was schadet's Ihnen? Sagen Sie mir: werden Sie mit diesem Zug fahren?“ — „Also ja, ich werde fahren, was kümmert das dich?“ — „Nun, so werde ich nicht fahren!“

190. SCHWERE SORGE

Ein voller Eisenbahnwaggon: Juden, Christen, Frauen, Kinder. Man plaudert, unterhält sich. Nur ein Jude sitzt

196

einsam und stumm auf seinem Platz. Plötzlich schlägt der Zug ein rasendes Tempo ein, die Passagiere werden hin und her gestoßen, es wird unheimlich. Und der Jude, der früher still dagesessen ist, beginnt angstvoll zu schreien: „Schma Jisroel! Gewalt!“ Ein Mitreisender fragt ihn: „Warum schreist und zitterst du so? Du hast Angst, weil der Zug rennt? Schließlich — was mit uns allen geschehen wird, wird auch mit dir geschehen.“ Drauf der Jude: „Was sagen Sie? Es kann doch, Gott behüte, einen Zusammenstoß geben!“ Andere Passagiere mischen sich ein: „Nun, Sie sind doch nicht allein: Zusammenstoß — Zusammenstoß!“ — „Ihr habt gut reden“, erwidert der Jude. „Ihr habt nichts zu verlieren, aber ich — ich führe einen Korb Eier mit.“

191. WO ALLES KRIECHT...

In einem Waggon dritter Klasse sitzt eine Menge Juden, wie gewöhnlich alle ohne Fahrkarte, mit Wissen des Kondukteurs. Nach ein paar Stationen kommt der Kondukteur und ruft: „Der ‚Todesengel‘¹⁾ ist im Zug.“ Wie die Juden das hören, kriechen alle unter die Bänke und im ganzen Waggon ist kein Mensch mehr zu sehen.

Nach einer Weile kommt wirklich der Kontrollor zusammen mit dem Kondukteur; sie finden den Waggon leer und wollen weiter, da sieht der Kontrollor unter der

¹⁾ Eine spöttische Bemerkung für den Kontrollor im früheren Rußland, die aus dem Jiddischen genommen war.

Bank ein Paar Stiefel hervorschauen. „Was sind das für Stiefel? Schau' doch nach!“ befiehlt er dem Kondukteur. Wie der Kondukteur die Stiefel hervorziehen will, stellt sich heraus, daß in den Stiefeln ein Paar Füße stecken und die Füße gehören zu einem langen Goj.

Der Kontrollor fährt ihn an: „Was soll das heißen? Hast du eine Fahrkarte?“ Der Goj greift in die Tasche, zieht eine gültige Fahrkarte hervor und reicht sie dem Kontrollor. Der fragt verwundert: „Wenn du eine Fahrkarte hast, wozu bist du unter die Bank gekrochen?“

„Was weiß ich?“ antwortet der Goj. „Ich habe gesehen, daß alle kriechen, so bin ich auch gekrochen.“

192. DIE VERANDA

Ein Jude in der Kleinstadt fuhr nach Kiew. Einer seiner Mitbürger, Reb Hersch, war vor Jahren nach Kiew gezogen und lebte dort, wie es im Städtchen hieß, wie der Herrgott in Frankreich. Diesen Reb Hersch beschloß der Jude, als er nach Kiew gekommen war, aufzusuchen, um sich zu überzeugen, ob die Gerüchte über seinen großen Reichtum auf Wahrheit beruhten.

Er kommt zu Reb Hersch: „Guten Morgen, Reb Hersch! Wie geht's?“ — Drauf der: „Wer ist Ihr Reb Hersch? Ich heiße Grigorij Alexandrowitsch.“ — „Nun, was machen Sie, Grigorij Alexandrowitsch?“ — „Dank der Nachfrage. Was soll ich machen? Ich bin gottlob gesund und die Geschäfte gehen gut. In der Früh stehe ich auf, trinke mein Glas Tee und lege mich

198

fein auf die Veranda. Dann bringt mir meine Tochter Regina die Post, ich gehe ins Kontor, lese die Briefe, beantworte sie und lege mich dann wieder ganz fein auf die Veranda. Um 11 Uhr frühstücke ich: ein Glas guten Kaffee, Butter und feinen Käse und lege mich wieder ein bißchen auf die Veranda. Nach dem Mittagessen schlafe ich wieder eine Weile auf der Veranda. So wird es Abend, das Nachtmahl kommt und nachher liege ich wieder ein bißchen auf der Veranda. So lebt man, Gott sei Dank, ganz gut.“

Der Besucher nahm alles mit Befriedigung zur Kenntnis und ging.

Nachdem er seine Geschäfte in Kiew erledigt hatte, fuhr er nach Hause. Dort fragten ihn die Bekannten: „Nun, was gibt es Neues bei Reb Hersch? Sie haben ihn doch sicher gesehen! Ist er wirklich so reich, wie man erzählt?“

„Ja,“ ist die Antwort, „er ist ungerufen ein schwer reicher Mann. Aber vom Judentum keine Spur mehr! Er heißt nicht mehr Hersch, sondern Grigorij Alexandrowitsch; seine Tochter Rachel heißt Regina und seine Frau Lea heißt gar Veranda.“

193. DER GENERAL

Ein Jude kommt in eine fremde Stadt, geht in ein Hotel und verlangt ein Zimmer für die Nacht. Er erhält die Antwort, es sei kein Zimmer mehr frei; in einem Zimmer gibt es freilich — sagt der Portier — ein freies

Bett, aber das Zimmer bewohnt ein General. Drauf der Jude: „Hören Sie mich an! Es ist doch schon spät und der General schläft sicher schon; ich muß morgen sehr früh, noch vor sechs, aufstehen, damit ich den Zug erreiche. Lassen Sie mich in dem Zimmer des Generals schlafen und wecken Sie mich vor sechs, da wird niemand was merken.“

Der Hotelportier war einverstanden. Der Jude geht ins Zimmer, entkleidet sich leise, legt sich vorsichtig ins Bett, damit der General nicht erwache, und schläft ein. Gegen sechs Uhr weckt der Portier den Juden ganz leise: „Es ist sechs; Sie müssen zur Bahn!“

Der Jude steht rasch auf und kleidet sich an. In der Eile zieht er aber statt seiner Kleider die des Generals an und geht, ohne die Verwechslung zu bemerken, eilig weg.

Er kommt auf die Straße; da geht ein Soldat vorüber und macht Front. Der Jude wundert sich: Woher weiß der Soldat, daß ich mit einem General geschlafen habe? Er geht weiter; nach ein paar Minuten begegnet ihm ein Offizier und grüßt stramm. Wieder wundert sich der Jude: Woher wissen die Gojim, daß ich mit einem General zusammen geschlafen habe?

Wie er auf dem Bahnhof an den Kassenschalter kommt, fragt ihn der Beamte dienstfertig: „Was wünschen Exzellenz?“ Der Jude wundert sich: Bin ich verrückt oder ist die ganze Welt verrückt? Woher wissen die Gojim, daß ich zusammen mit einem General geschlafen habe? Er verlangt ein Billett, der Beamte

200

überreicht es ihm dienstfertig; Kleinigkeit, ein General! Der Jude steigt ein, der Zug geht ab.

Nach einer Weile muß der Jude einen verschwiegenen Ort aufsuchen. Da sieht er im Spiegel die Generalsuniform. Erschrocken ruft er: „Der Schlag soll den Portier treffen! Ich sage ihm, er soll mich wecken und er weckt richtig den General. Und ich werde deswegen noch den Zug versäumen!“

194. DIE LÄHMUNG

Auf dem Bahnhof in Kiew steht ein Jude, die Daumen in der Weste, die übrigen Finger der Hände starr nach vorne gestreckt, und sieht sich nach allen Seiten um. Ein junger Mann geht vorüber; der Jude spricht ihn an: „Seien Sie so gut, nehmen Sie mir meine Geldbörse aus der Tasche.“ Der junge Mann sieht, daß der Jude die Hände nicht bewegen kann und meint, er sei gelähmt oder dergleichen — so tut er ihm den Gefallen und nimmt ihm die Geldbörse aus der Tasche.

„Möchten Sie so gut sein“, bittet der Jude, „und mir ein Billett nach Petersburg kaufen?“ Einem Kranken muß man helfen — der junge Mann geht zur Bahnkasse, löst ein Billett nach Petersburg und bringt es dem Juden; der hält die Hände wie früher und sagt: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie so bemühe, möchten Sie mir nicht meinen Koffer ins Coupé schaffen?“ Der junge Mann tut es und da er ebenfalls nach Petersburg fährt, nimmt er im selben Coupé Platz.

So fahren die beiden 24 Stunden, oder wie lange die Reise von Kiew nach Petersburg dauert, zusammen. Wie sie ankommen, sagt der Jude: „Haben Sie die Güte, nehmen Sie meinen Koffer und fahren Sie mit mir in ein Hotel.“ Der junge Mann, ein gefälliger Mensch, will den Mann, der die Hände nicht bewegen kann, nicht im Stich lassen und er erfüllt ihm auch diese Bitte.

Wie sie ins Hotel kommen, fragt er den Juden: „Ich merke, daß Sie krank sind; Sie können die Hände nicht bewegen; soll ich Ihnen vielleicht einen Arzt holen?“

„Krank? Gott bewahre! Unsere Feinde sollen krank sein, ich bin gesund!“

Erstaunt fragt der junge Mann: „Warum halten Sie dann die Hände so starr ausgestreckt?“

„Das ist so, verstehen Sie!“ — antwortet der Jude — „Wie ich vom Hause weggegangen bin, hat mich meine Frau gebeten, ich möge ihr aus Petersburg ein Paar Schuhe mitbringen; das ist das Maß von ihren Schuhen — und da ich's nicht verlieren will, halte ich die Hände so.“

195. DER PASS

Ein Jude namens Rabinowitsch reist einmal mit einem falschen Paß; darin heißt er Rubinstein. Wie er zur Grenze kommt, wird ihm der Paß abgenommen und der Kontrollbeamte fragt: „Wie heißt du?“ Der Jude hat in seiner Zerstreutheit und Erregung vergessen, auf welchen Namen der Paß ausgestellt ist. Er kratzt sich

202

verlegen den Kopf und antwortet: „Rabinowitsch heiÙe ich sicher nicht!“

196—198. WOHNRECHT¹⁾ UND ANDERE JÜDISCHE ZORES IN RUSSLAND

I.

Zwei Juden gehen einmal in Petersburg auf der Straße; der eine hat einen PaÙ, der andere aber keinen. Wie sie so gehen und miteinander reden, bemerken sie von weitem einen Polizisten. Da sagt der Jude ohne PaÙ zu dem andern: „Jankel, du fang' an zu laufen; ich aber gehe langsam weiter. Wenn der Polizist sieht, daÙ du läufst, wird er dir nachlaufen; du aber brauchst keine Angst zu haben, denn du hast ja einen PaÙ!“

Gesagt, getan. Jankel, der einen PaÙ hat, beginnt aus Leibeskräften zu rennen. Wie der Polizist einen Juden laufen sieht, beginnt er ihm nachzulaufen. Er läuft eine gute Strecke, bis er endlich den Juden erreicht; wütend faÙt er ihn am Arm und hält ihn an: „Hast du einen PaÙ?“

„Ob ich einen PaÙ habe? Natürlich habe ich einen PaÙ!“ antwortet der Jude, zieht den PaÙ aus der Tasche und zeigt ihn dem Polizisten.

¹⁾ AuÙerhalb des Ansiedlungsrayons hatten die Juden in RuÙland kein Wohnrecht und ein kurzer Aufenthalt war ihnen nur mit einem ordnungsmäÙig vidierten PaÙ gestattet, den zu erhalten sehr schwer war.

Der Polizist sieht den Juden mißtrauisch an: „Wenn du also einen Paß hast, warum hast du Angst vor mir? Du mußt doch etwas angestellt haben!“

„Ich habe vor dir keine Angst.“

„Wenn du keine Angst gehabt hast, warum bist du dann davongelaufen?“

„Ach so, das meinst du? Der Doktor hat mir verordnet, Bitterwasser zu trinken und darnach eine halbe Stunde zu laufen.“

Drauf der Polizist: „Du hast doch gesehen, daß ich dir nachlaufe, da hättest du doch stehenbleiben sollen!“

„Ich habe geglaubt, daß der Doktor dir auch Bitterwasser verordnet hat.“

II.

Ein Jude geht in Petersburg über die Straße; da kommt ein russischer General auf ihn zu und fragt ihn: „Jude, wie kommst du nach Petersburg? Hast du Wohnrecht?“

„Ja,“ antwortet der Jude, „ich bin Handwerker“¹⁾.

„Was für ein Handwerk betreibst du?“ —

„Ich gieße Essig und Wasser zusammen.“

„Das ist doch kein Handwerk,“ fährt der General den Juden an, „das kann ich auch.“

„Na schön, da haben Sie eben auch Wohnrecht.“

¹⁾ Handwerker und Kaufleute erster Gilde hatten Wohnrecht in Petersburg.

III.

In ein russisches Judenstädtchen kam einmal ein Zirkus mit einer Menagerie. Darunter befand sich auch ein Bär und der entkam eines Tages aus seinem Zwinger. Der Polizeikommissär erließ eine Kundmachung an die Bevölkerung: Wer den Bären findet, hat das Recht, ihn zu erschlagen.

In der Stadt herrscht große Furcht vor dem entsprungenen Bären. Da sagt ein Jude zum anderen: „Weißt du — es ist am besten, ich flüchte.“ — „Warum?“ — „Was heißt, warum? Hast du nicht gehört, der Polizeikommissär hat befohlen, den Bären zu erschlagen?“ — „Nun und deshalb mußt du flüchten? Du bist doch kein Bär?“ — „Vor allem — fürchte ich — wird man die Juden erschlagen; dann geh' und bewaise ihnen, daß du nicht der Bär bist!“

199. ERKANNT

Ein Jude geht in Gedanken versunken durch die Straße. Da ruft jemand hinter ihm: „Reb Chaim!“ Der Jude dreht sich um und sagt: „O weh! Woher kennt er mich? Ich heiß' doch gar nicht Chaim!“

200. HURRAH!

Der Zar sollte durch eine kleine Stadt durchfahren. Es wurden große Vorbereitungen getroffen. Das Militär

und die Schulkinder bildeten Spalier; der Polizeikommissär hatte angeordnet: wenn der Kaiser vorüberfährt, müssen alle „Hurrah!“ rufen.

Eine große Menschenmenge sammelte sich hinter dem Spalier an. Als der Kaiser vorüberfuhr, wurde aus Leibeskräften „Hurrah!“ geschrien.

In der Menge stand auch eine alte, kranke Jüdin, die den Kaiser sehen wollte. Als er vorbeikam, rief sie: „Hurrah! Hur—rah! Soll er so Kraft haben zu leben, wie ich Kraft habe zu schreien! . . . Hurrah!“

201. WIE DER ZAR EINE WETTE VERLOR

Der Zar hatte einen Minister, der auf seinen schönen, langen Bart sehr stolz war und behauptete, er hätte den schönsten Bart auf der ganzen Welt. Als der Zar einmal von einer Reise durch sein Reich zurückkehrte und den Minister mit dem schönen Bart wiedersah, sagte er: „Du glaubst, du hättest den schönsten Bart auf der ganzen Welt. Da irrst du dich gewaltig. Auf meiner Reise habe ich in einer kleinen Stadt einen Juden mit einem Bart gesehen, gegen den ist dein Bart ein Dreck.“

Der Minister wollte das nicht glauben. „Wetten wir?“ sagte der Kaiser. Die Wette wurde abgeschlossen. Wenn der Zar wettet, so wettet er — müßt ihr wissen — sicher um eine Million, mindestens aber um tausend Rubel. So geschah es auch.

Der Zar rief einige von seinen Dienern und befahl ihnen, nach der und der Stadt zu fahren und den und

206

den Juden vor ihn zu bringen. Eisenbahnen gab es damals noch nicht, also fuhren sie mit Wagen. Nach ein paar Wochen kamen die Diener des Zaren in die Stadt, die ihnen der Kaiser genannt hatte, und fragten nach dem bezeichneten Juden.

Nach längerem Suchen wurde er ausfindig gemacht und nun hieß es, ihn vor den Kaiser führen. Wie wird ein Jude vor den Zaren geführt? Er wurde in Ketten geschlossen, auf einen Wagen geladen und so ging es zurück nach Petersburg.

Wie man in der Hauptstadt ankam, wurde der Jude zunächst ins Bad gebracht und kräftig gewaschen, dann bekam er neue schöne Kleider und was sonst nötig ist. Aber einen Juden mit Bart und Schläfenlocken kann man doch nicht vor den Zaren bringen. Also wurden ihm die Schläfenlocken und der Bart geschoren und — Bart und Wette waren verloren.

202. EINS, ZWEI, DREI!

Ein Offizier erklärt den Rekruten das Wesen des Kommandos: „Jeder muß tun, was ihm befohlen wird, nicht früher und nicht später.“ Das erklärt er einige Male. „Und jetzt“, beginnt er die praktische Anwendung, „werde ich die Probe machen, ob ihr verstanden habt, was ich über das Kommando gesagt habe. Stellt euch alle in eine Reihe; jetzt stillgestanden! Wenn ich bis drei zähle — eins, zwei, drei — beginnt ihr alle zu laufen; daß mir aber keiner sich untersteht zu laufen, ehe ich ‚drei‘ zähle; verstanden?“ — „Zu Befehl!“

Die Rekruten stehen unbeweglich und warten auf das Kommando. Der Offizier beginnt zu zählen: „Eins . . . zwei . . .“

Er hat das Wort „zwei“ noch nicht ausgesprochen, da beginnt ein jüdischer Rekrut zu laufen.

Wütend fährt der Leutnant auf den jüdischen Rekruten los: „Hast du keine Ohren? Ich habe gesagt: ehe ich ‚drei‘ sage, darf keiner beginnen zu laufen! Warum bist du bei ‚zwei‘ gelaufen?“

„Herr Leutnant — die sind doch alle Idioten; ich aber habe gewußt, daß Sie ‚drei‘ sagen werden!“

203. EIN TREUER SOLDAT

Der Zar wollte sich einmal überzeugen, ob seine Soldaten ihm treu seien. Er ließ seine Truppen in einer langen Reihe Aufstellung nehmen und schritt die Front ab; bei einem baumlangen Kerl, einem Russen, blieb er stehen und fragte:

„Achtgeben! Wenn ich dir befehle mich zu erschießen, wirst du mich erschießen?“

Ohne lange zu überlegen, antwortet der Russe: „Natürlich werde ich dich erschießen; ich muß ja alles tun, was du befiehlt.“

Der Zar geht auf einen anderen Russen zu und stellt ihm dieselbe Frage; ebenso einem dritten, einem vierten und fünften; alle antworten: „Wenn der Kaiser es befiehlt, muß ich schießen.“

Der Zar war am Ende der Reihe angelangt; dort stand ein jüdischer Soldat; der Kaiser tritt auf ihn zu:

„Und du, wirst du auch auf mich schießen, wenn ich es dir befehle?“

„Nein!“ antwortet der Jude ohne Zögern. Der Kaiser ist hocherfreut: ein wahrhaft treuer Soldat! Und er fragt den Juden:

„Warum wirst du nicht auf mich schießen? Du mußt doch tun, was ich befehle!“

„Jawohl, Majestät! Aber ich bin Tambour...“

204. DER BROWNING

Zur Zeit der Pogrome im Zarenrußland bildete die Jugend in den Städten jüdische Selbstwehren. In einer kleinen Stadt in Bessarabien wurde auch ein Pogrom erwartet und die Selbstwehrleute versorgten sich auf jede mögliche Weise mit Schußwaffen.

Sie erfuhren unter anderem, bei einem bestimmten jüdischen Bürger sei ein Browning vorhanden. So gingen zwei Burschen hin und sagten zu dem Juden: „Reb Schmil, wir brauchen Schußwaffen und haben gehört, daß Sie einen Browning besitzen; daher kommen wir zu Ihnen und bitten Sie, uns Ihren Browning abzuliefern.“

Darauf Reb Schmil: „Es ist richtig, ich habe einen Browning. Aber sagt selber, kann ich ihn in solchen Zeiten weggeben? Was fange ich an, wenn die Pogromisten in mein Haus einbrechen? Ich muß den Browning jede Stunde, jede Minute bereit halten — wie kann ich ihn aus der Hand geben?“

Die Selbstwehrleute wenden ein: „Reb Schmil,

bedenken Sie — wenn die Polizei den Revolver bei Ihnen findet, bekommen Sie eine hohe Geldstrafe, am Ende gar Gefängnis.“

„Ja, bei mir werden sie ihn finden! Den hab' ich gut versteckt, auf dem Dachboden!“

205. NEUTRALITÄT

Es war zur Zeit, als Napoleons Armee in Rußland vorrückte. Da ging eines Tages ein Melamed¹⁾ Wasser schöpfen. Wie er nun mit zwei Eimern Wasser seiner Wohnung zugeht, sieht er, daß eine Abteilung Franzosen ihm entgegenkommt. Der Jude erschrickt: er soll gegen den Zaren sein und den Feinden Glück bringen? (Ihr müßt wissen, daß nach jüdischem Volksglauben volle Eimer Glück bringen und leere Unglück.) Da aber der Melamed nicht wollte, daß der Feind Glück habe, schüttete er das Wasser aus.

Die Franzosen zogen vorüber und der Jude setzte seinen Heimweg fort. Wie er mit leeren Eimern heimkommt, fragt seine Frau: „Nun, wo ist das Wasser?“

„Ich habe den Feind getroffen, da habe ich die Eimer ausgeschüttet, denn ich wollte nicht, daß der Feind durch mich Glück hat.“

„Jankel,“ ermahnt ihn seine Frau, „gesund und stark sollst du mir bleiben; was hast du dich in den Streit der Könige zu mischen?“

¹⁾ Lehrer.

XII. ANTIANTISEMITISCHES

206. JUDEN UND ANTISEMITEN

Da schreit man überall: Die Antisemiten! Die Antisemiten! Ja, es ist wahr — es gibt Antisemiten. Aber sehen wir doch einmal näher zu: wo ist denn der große Unterschied zwischen einem Antisemiten und einem von unsere Leut'? Jeder Goj ist von Natur aus Antisemit. *Fraget einmal einen Christen: Was hältst du von den Juden?* — *Sofort antwortet er: Die Juden? Ein scheußliches Volk, Schwindler, Diebe, Betrüger.*

„Und was halten Sie von Rosenzweig?“

„Ah, Rosenzweig? Rosenzweig ist ein ordentlicher Mann. Er hat für mich Heu gekauft und mich sehr anständig bedient.“

„Und wie gefällt ihnen Goldstein?“

„Goldstein? Das ist einer der feinsten Menschen, die mir je untergekommen sind. Er hat mir einen Gutskauf vermittelt und sich dabei wie ein Gentleman benommen.“

So sagt der Goj über jeden einzelnen Juden das Beste. Nun fragt einmal einen Juden. *Was hältst du von den Juden?* Sofort antwortet er: *Die Juden sind ein ausgewähltes Volk, die beste Nation der Welt, ein kluger, eine weiser, ein ganz einziger Stamm!*

„Und wie denkst du über Berl?“

„Was, der Hund? Einen so widerlichen Menschen gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr. Er hat bei mir Ge-

treide für seinen Gutsbesitzer gekauft und mich von Kopf bis Fuß betrogen!“

„Und wie gefällt dir Hersch?“

„Der Auswurf, der Verbrecher!“

So spricht der Jude auch über Rosenzweig, über Goldstein, über jeden einzelnen Juden.

207. DIE JÜDISCHE UND DIE CHRISTLICHE HÖLLE

Ein Jude war gestorben. Im Jenseits bat er, ihm die Hölle zu zeigen. In der Hölle gibt es bekanntlich zwei Abteilungen, eine für Juden und eine für Gojim. Diese Einrichtung scheint deshalb getroffen worden zu sein, damit die Gojim nicht sehen, wie Juden gequält werden; das wäre doch dann für sie das Paradies.

Der Wunsch des Juden wurde erfüllt und man führte ihn zuerst in die christliche Hölle. Dort sieht er folgende Strafe: Jeder Delinquent steht vor einem Kessel mit Fleisch und hält eine riesige Gabel in der Hand. Mit der kann er das Fleisch aus dem Kessel holen, aber essen kann er es nicht, denn die Gabel ist zu lang. So hungern die Insassen der Hölle. Aber sonderbar — in diesem Teil der Hölle waren alle dick und fett. —

Dann wird der Jude in die jüdische Hölle geführt und er sieht: die Strafmethode ist genau dieselbe wie in der christlichen Hölle; aber während die Christen alle dick und fett sind, sind die Juden mager und spindeldürr. Verwundert fragt er: „Wie kommt das? Warum sind die

214

Gojim dick und die Juden mager? Sie leiden doch die gleiche Strafe?“ Und er erhält die Antwort: „Ganz einfach — die Christen sorgen einer für den andern und füttern einander; ein Jude aber will alles für sich selber und gibt dem andern nichts.“

208. EIN GUTER RAT

Ein Jude fährt einmal in der zweiten Klasse; im selben Coupé sitzt ein General mit einem christlichen Bekannten. Dem General paßt die Gesellschaft des Juden nicht und er sagt zu seinem Bekannten: „Es ist sonderbar! Wo man hinkommt, überall Juden! Tausend Gulden würde ich für einen Ort geben, wo es keine Juden gibt!“ Der Jude hört das und wendet sich an den General: „Exzellenz, ich kann Ihnen einen solchen Ort nennen! Aber geben Sie mir vorher die tausend Gulden.“ Der General will vor dem Juden nicht als Lügner dastehen und sagt, auf seinen Bekanntenweisend: „Ich erlege die tausend Gulden bei diesem Herrn; und wenn du mir wirklich einen Ort nennst, wo es keine Juden gibt, so wird er dir die tausend Gulden geben.“ Der General gibt seinem Bekannten die tausend Gulden und fragt den Juden gespannt: „Nun also, wo ist der Ort, wo es keinen einzigen Juden gibt?“ —

„Der christliche Friedhof!“ — sagt der Jude und steckt den Tausender ein.

Ein Geistlicher, der mit einem Juden befreundet war, sagte einmal zu ihm: „Ich verstehe eines nicht — warum wird in euren Gebeten David so oft erwähnt und es heißt darin so oft ‚Gott Abraham, Gott Jizchaks und Gott Jakobs‘, aber niemals ‚Gott Mosis‘; Moses hat euch doch die Thora gegeben, da solltet ihr ihn doch in erster Reihe nennen. Dann noch etwas: Die Christen sind alle reich und die Juden alle arm; woher kommt das? Wahrscheinlich sorgt euer Gott nicht für euch. Und endlich kann ich nicht begreifen, warum ihr eure Töchter mit 15 oder 16 Jahren schon verheiratet; wozu diese Eile? Bei uns ist es doch viel besser: bei uns wird ein Mädchen erst mit 19 oder 20 Jahren verheiratet.“ —

Darauf der Jude: „Ich will dir jede Frage separat beantworten. Daß wir David, Jizchak und Jakob im Gebet erwähnen und Moses nicht, ist sehr einfach zu erklären: Moses stammt aus keiner besonders guten Familie — er hat einen Pfaffen zum Schwiegervater gehabt. Daß wir arm sind und ihr reich, ist auch selbstverständlich: euer Gott ist gestorben, da habt ihr ihn beerben können; aber unser Gott lebt noch, so haben wir nichts geerbt. Und daß wir unsere Töchter jung verheiraten, hat einen sehr triftigen Grund: ein einziges Mal hat es bei uns eine alte Jungfer gegeben und daran haben wir bis zum heutigen Tag zu leiden.“

210. GOJISCHE FRAGEN

Ein Christ fragte einen Juden: „Hör' zu! Warum ist es bei euch im Tempel immer so schmutzig und bei uns in der Kirche so rein und ordentlich? Dann: Warum schreit ihr im Tempel so beim Beten, und wir beten ruhig, ohne Lärm? Drittens: Warum ist bei euch ein Begräbnis so traurig und trübselig und bei uns so schön und festlich, mit Gesang, Fackeln und Fahnen?“

Drauf der Jude: „Diese Fragen kann ich dir alle beantworten. Bei euch in der Kirche ist es wirklich rein und bei uns im Tempel schmutzig; der Grund ist einfach der: Ihr habt eine Hausfrau, die euch die Kirche aufräumt; unser Gott hat keine Frau, wer soll da den Tempel aufräumen? Daß wir beim Beten schreien, während ihr leise betet, ist auch ganz einfach zu erklären: Unser Gott ist nämlich schon sehr alt, daher ein wenig schwerhörig und so müssen wir schreien; aber euer Gott ist noch sehr jung, da könnt ihr leise sprechen. Daß ein Begräbnis bei uns traurig ist und bei euch fröhlich, das muß ich dir zugeben; ich freue mich auch mehr, wenn ein Goy begraben wird als ein Jud'!“

211. DER SOHN DES REICHEN

Der berühmte Rabbiner Landau war mit dem damaligen Kardinalfürstbischof von Prag befreundet. Einmal — so erzählt man — stellte der Kardinal dem Rabbi folgende Frage:

„Ihr Juden habt doch, wie jedermann weiß, einen festen Glauben an Gott, den Herrn der Welt. Wie kommt es nun, daß ihr an Gottes Sohn nicht glaubt? Für gewöhnlich hat doch der Sohn eines Reichen Kredit auf Konto des Vaters!“

„Das ist richtig,“ — antwortete Rabbi Landau — „aber sagen Sie selbst, Eminenz — wie soll man dem Sohn eines reichen Vaters kreditieren, der nie sterben wird?“

212. DIE KARRIERE

Ein Jude fragt einen ihm bekannten Christen: „Sag mir nur — wozu quälst du deinen Sohn und läßt ihn ein Jahr nach dem anderen ins Gymnasium gehen? Was für einen Zweck hat das?“

Darauf der Christ: „Er wird an die Universität gehen und ein Doktor werden.“

„Und wenn schon? Es gibt genug Doktoren.“

„Oder er kann das Seminar beziehen und Pfarrer werden.“

„Auch schon was! Pfarrer!“

„Später kann er Bischof werden.“

„Psss . . . Auf ihn wartet man!“

„Dann kann er Erzbischof werden.“

„Großartig! Und wenn schon Erzbischof?“

„Wenn es gut geht, kann er Papst werden.“

„Was du sagst! So? Das ist alles? Was ist da Besonderes daran?“

„Ich verstehe nicht. Was willst du? Soll er Gott werden?“

„Nur ruhig, das ist nicht so schrecklich: einer von unsere Leut' hat eine solche Karriere auch schon gemacht...“

213. EINWAND GEGEN GOTT

Ein alter Jude, dessen einziger Sohn sich hat taufen lassen, begegnet kurz nach diesem Ereignis einem Bekannten; der hält ihm das Geschehene vor:

„Dein feiner Herr Sohn läßt sich taufen und du jagst ihn nicht einmal aus dem Haus? Du bist doch ein frommer Jude vom alten Schlag — was wirst du tun, wenn die Zeit kommt, da du dich vor Gottes Gericht verantworten mußt und er dir sagt: Gib Rechenschaft über deinen einzigen Sohn, der sich hat taufen lassen und Christ geworden ist!“

„Was ich tun werde?“ — erwidert gelassen der Alte.
— „Ich werde kurz antworten: Und dein einziger Sohn, lieber Gott?“

214. DER GOTT DER RACHE

Der Rabbiner und der Pfarrer einer Stadt waren befreundet. Einmal fragt der Pfarrer den Rabbiner: „Du weißt, daß ich kein Antisemit bin. Im Gegenteil, ich habe die Juden ganz gern. Aber eines verstehe ich nicht: warum

glauben die Juden an einen Gott der Rache? Da ist doch unsere Religion viel schöner, unser Gott ist ein Gott der Liebe.“

Der Rabbiner antwortet: „Das bestreite ich nicht — unser Gott ist wirklich ein Gott der Rache und eurer ein Gott der Liebe. Aber was bedeutet eigentlich: Gott der Rache, und was bedeutet: Gott der Liebe? Unser Gott ist ein Gott der Rache — das bedeutet, daß wir ihm die Rache überlassen und uns die Liebe vorbehalten haben, die Nächstenliebe; daß es bei euch umgekehrt ist, dafür können wir nichts!“

215. PRAKTISCH

Ein Jude aus Berlin kam zum Pastor und sagte, er wolle sich taufen lassen, zugleich aber seinen Namen ändern.

„Wie wollen Sie heißen?“

„Martin Luther.“

„Aber, lieber Freund,“ — entgegnete der Pastor verwundert — „wie kommen Sie darauf, gerade den Namen unseres großen religiösen Reformators zu wählen?“

„Das ist nun 'mal so, Herr Pastor, ich heiße Markus Levy; nun möchte ich es mir ersparen, das Monogramm zu ändern.“

216. EINE SEELE GERETTET

Ein Jude, der ein schweres Verbrechen begangen hatte, wurde zum Tode verurteilt. Der Tag der Hinrichtung

kommt und der Jude wird auf die Exekution vorbereitet. Ein Priester tritt auf ihn zu und fragt ihn, ob er noch einen Wunsch habe; er solle ihn nur nennen, man werde ihm ihn erfüllen.

Nach kurzem Nachdenken sagt der Jude: „Ich habe nur eine Bitte: ich möchte mich taufen lassen.“

Wie der Priester das hört, hüpfst ihm das Herz vor Freude: eine Seele gerettet! Er fragt ihn: „Sage, mein lieber Sohn, was hat dich erleuchtet, daß du vor deinem Tode die Taufe nehmen willst?“ — Darauf der Delinquent: „Die Sache ist doch klar: wenn schon hängen, dann lieber ein Goj!“

217. DAS LOTTERIELOS

Ein Jude besaß ein Lotterielos und wollte durchaus den Haupttreffer machen. Er ging in den Tempel und tat ein Gelübde: „Wenn ich den Haupttreffer mache, spende ich einen neuen Vorhang für die Thoralade.“ Die Ziehung kam, das Los wurde nicht gezogen. —

„Unser Gott ist kein Gott; das sieht man. Jetzt gehe ich akkurat zum christlichen Gott.“

Und er geht in die Kirche und tut ein Gelübde: „Wenn ich bei der nächsten Ziehung den Haupttreffer mache, lasse ich eine neue Kirche bauen.“

Einige Wochen später ist die Ziehung und der Jude macht richtig den Haupttreffer. Da geht er in den Tempel und sagt: „Jetzt sehe ich, daß wir einen großen Gott haben. Du, Gott, hast gewußt, daß ich nicht Wort

halten werde, aber der andere, der Dummkopf, hat wirklich geglaubt, ich würde eine Kirche bauen lassen.“

218. DER STEG

Ein Jüdin mußte einen Fluß übersetzen, über den nur ein schmaler Steg führte. Nach langem Zögern der Angst entschließt sie sich, den Steg zu betreten; dabei gelobt sie: „Wenn ich glücklich hinüberkomme, werfe ich einen Gulden in die Spendenbüchse.“ Sie kommt etwa bis zur Mitte des Steges; der hält fest und die Frau merkt, daß es nicht so gefährlich ist, wie sie geglaubt hat; sie sagt zu sich: „Eigentlich ist ein Gulden sehr viel Geld. Und was ist daran? Ein einfacher Steg! Wenn ich fünfzig Kreuzer in die Sammelbüchse werfe, ist's auch genug, fünfzig Kreuzer sind auch Geld!“ Während sie so meditiert, bringt der Wind den Steg zum Schwanke. Ängstlich ruft die Jüdin: „Schau nur, schau! Ich mache nur Spaß und er fängt schon an!“

219. AUCH EIN GOTT

In einem jüdischen Hause erkrankt die einzige Tochter. Der Arzt wird gerufen, doch er sagt: „Was dem Mädchen fehlt, weiß ich nicht; aber sie ist sehr schwer krank.“ Die Mutter klagt und jammert. Aber das Weinen allein hilft nicht. Da nimmt die Frau eine Kerze, trägt sie in die Schul' und bittet den Schammes, ein Mische-

222

berach¹⁾) für ihre Tochter zu machen. Dann nimmt sie eine zweite Kerze, trägt sie in die Kirche und bittet den Küster, für ihre Tochter zu beten.

Wie sie aus der Kirche kommt, begegnen ihr zwei bekannte Frauen. „Was ist das, Rachel, was tust du in der Kirche?“ —

„Ich lasse für die Tochter beten.“ —

„In der Kirche?“ —

„Weiß ich, was kann es schaden? Vielleicht ist das auch ein Gott?“

220. DER SEGENSPRUCH

Ein christlicher Krämer sieht in der Nähe seines Ladens einen alten Juden den ganzen Tag müßig umherstehen und ist neugierig, was der Jude wohl für einen Beruf haben mag und wovon er lebt. Er ruft ihn herbei und fragt: „Sei mir nicht böse, daß ich dich frage: aber — was für einen Beruf hast du?“ —

„Beruf?“ — antwortet der Jude — „Ich bin Mischeberachmacher.“

Der Christ versteht das nicht: „Was ist das, ein Mischeberachmacher?“ —

„Ich mache Mischeberach¹⁾), das heißt, ich sègne die Leute, Lebende und Tote.“

Dem Christen gefällt das: „Wenn du die Leute segnest,

¹⁾ Ein Gebet des Inhalts: „Der Abraham, Isak und Jakob gesegnet, er segne X. Y., Sohn (Tochter) des N. N.“

da könntest du vielleicht auch meinen toten Vater segnen?!“ —

„Ja, warum denn nicht? Gib mir drei Gulden und ich segne deinen Vater.“ —

„Möchtest du vielleicht auch meine Mutter segnen?“ —

„Leg’ noch einen Gulden dazu und ich segne dir, wen du willst.“ —

Der Christ sieht den Juden verschmitzt an und fragt: „Hör’, möchtest du vielleicht in meinem Namen auch Jesus Christus segnen?“ —

Der Jude denkt eine Weile nach und antwortet: „Den, nein! Das ist nämlich so: um jemand zu segnen, muß ich wissen, wie sein Vater geheißen hat.“

221. EINFLUSS DES MILIEUS

Der erste Korrespondent eines großen Geschäftshauses ließ sich taufen. Am nächsten Tag kommt er ins Kontor und erledigt, wie gewöhnlich, die Korrespondenz. Wie er fertig ist, legt er sie dem Chef vor und der findet im ersten Brief einige Fehler. Ärgerlich sagt er: „Erst 24 Stunden ein Goy und schon ein Esel!“

222. FASTEN

Ein Jude beschließt, sich taufen zu lassen und teilt diesen Entschluß dem Pfarrer mit. Der sagt: „Gut, ich will dich taufen. Aber du mußt mir versprechen, ein

224

guter Katholik zu sein. Vor unseren Ostern haben wir sieben Wochen Fastenzeit, in der darf man kein Fleisch essen. Dieses Gebot mußt du halten; Kartoffeln, Heringe, Fische darfst du essen, aber ja kein Fleisch. Ich werde dich einmal besuchen, um zu sehen, ob du die Fastenzeit hältst.“ Der Jude versprach, die Gebote des christlichen Glaubens zu erfüllen, der Pfarrer besprengte ihn dreimal mit Weihwasser und die Taufe war vollzogen.

Eines Tages in der Fastenzeit kommt der Pfarrer unvermutet zu seinem Täufling zu Besuch und findet ihn ein Huhn essen: „Was sehe ich? Es ist Fastenzeit und du ißt ein Huhn?“

Der Täufling antwortet: „Das ist kein Huhn, das ist ein Fisch.“ —

Der Pfarrer wird zornig: „Stell’ dich nicht dumm! Das ist ein Huhn, das sieht doch ein jeder.“

„Herr Pfarrer,“ — erwidert der Täufling — „erinnern Sie sich, wie Sie mich getauft haben? Ich bin zu Ihnen als Jude gekommen; Sie haben mich mit ein wenig Wasser besprengt und gesagt: Du bist kein Jude, du bist ein Katholik, du bist kein Jude, du bist ein Katholik, du bist kein Jude, du bist ein Katholik; — und ich bin Katholik geworden. So hab’ ich’s mit dem Huhn gemacht: ich habe es mit ein wenig Wasser besprengt und ihm gesagt: ‚Du bist kein Huhn, du bist ein Fisch; du bist kein Huhn, du bist ein Fisch; du bist kein Huhn, du bist ein Fisch‘ — so ist es ein Fisch geworden.“

223. DIE MUTTERGOTTES

Ein armer Jude stahl in seiner Verzweiflung des Nachts in der Kirche die kostbaren Steine aus dem Muttergottesbild. Ein Christ sah ihn aus dem Fenster steigen und machte die Anzeige. Hausdurchsuchung, die Edelsteine wurden gefunden.

Der Jude wird verhaftet und vor Gericht gestellt. Der Richter fragt ihn: „Bekennst du dich schuldig, die Edelsteine der Muttergottes gestohlen zu haben?“ —

„Ich habe sie nicht gestohlen, ich habe sie genommen.“

„Gestohlen oder genommen, — das ist Religionschändung, darauf steht schwere Strafe.“

„Was hab' ich tun können; was hätt' ich tun sollen? Mir war sehr elend, da bin ich in die Kirche gegangen und habe der Muttergottes mein Leid geklagt. Sie hat geweint vor Mitleid und mir gesagt: ‚Lieber Berl, nimm dir meine Edelsteine.‘ — Nun, die Muttergottes hat es befohlen, so habe ich den Schmuck genommen.“

Der Richter: „Was soll das heißen? Wie kann die Muttergottes sprechen?“

„Weiß ich? Sie sehen doch, Herr Richter!“

Der Richter war in Verlegenheit. Ein Marienwunder leugnen konnte und durfte er nicht. Er entschloß sich, eine Anfrage an den Papst zu richten. Der Papst antwortete nach langem Nachdenken: „Es könnte möglich sein, daß die Muttergottes spricht. Der gleiche Vorfall hat sich vor genau 600 Jahren ereignet.“

Diesen päpstlichen Bescheid erhält der Richter und läßt den Juden vorführen: „Diesmal gehst du frei aus und

mit den Steinen kannst du tun, was du willst; aber merk dir's — noch einmal kann das nicht so abgehen, denn die Muttergottes spricht nur alle 600 Jahre einmal.“

224. DER SPRECHENDE HUND

Ein Gutsherr rief eines Tages seinen Hausjuden und befahl ihm, seinen Hund sprechen zu lehren: „Bringst du das nicht zustande, so kostet es dich deinen Kopf!“

Der Jude hielt dem Gutsherrn vor: „Das ist doch unmöglich! Hat man schon gehört, daß ein Hund sprechen kann?“

Der Gutsherr aber wollte nichts hören und bestand darauf, der Jude müsse den Hund sprechen lehren.

Der Jude sieht, da sei nichts auszurichten und sagt: „Gut, ich übernehme den Auftrag; aber du verstehst — von heute auf morgen lernt ein Hund nicht sprechen. Laß mir also den Hund für zehn Jahre, nach zehn Jahren wird er sprechen können.“ Der Gutsherr ist einverstanden.

Wie der Jude mit dem Hund heimkommt, fragt ihn seine Frau: „Was ist das für eine Bescherung? Wozu brauche ich einen Hund?“

Der Mann antwortet: „Das ist der Hund des Gutsherrn; der Gutsherr hat mir aufgetragen, ihn sprechen zu lehren; wenn ich's nicht zustandebringe, kostet es mich den Kopf.“

Die Frau fährt los: „Du bist toll! Was heißt — du

wirst den Hund sprechen lehren? Eher wirst du bellen, als der Hund redet!“ —

„Darüber zerbrich dir nicht den Kopf!“ — erwiderte der Mann. — „Ich habe den Hund auf zehn Jahre zu mir genommen; und in zehn Jahren — entweder krepirt der Gutsherr, oder der Hund geht ein oder, wenn Gott will, sterbe ich selber.“

225. JUDEN UND KARÄER

Ein Kaiser veranstaltete einmal eine Disputation zwischen Juden und Karäern, jener jüdischen Sekte, die den Talmud verwirft. Jeder der beiden Disputanten hatte zu beweisen, daß sein Glaube der ältere sei. Dem Sieger hatte der Kaiser reiche Geschenke versprochen.

Die Juden entsandten einen gewöhnlichen Mann, die Karäer ihren Rabbi, den sie Chacham nennen. Als der Jude zum Kaiser kam, zog er die Schuhe aus, nahm sie unter den Arm und trat so vor den Kaiser. Der karäische Chacham trat im Prachtgewand ein.

Als der Kaiser den bloßfüßigen Juden sah, geriet er in Zorn: „So trittst du vor den Kaiser, ohne Schuhe?“ —

„Majestät,“ — erwiderte der Jude — „das ist bei uns Juden eine Ehrfurchtsbezeugung. Als Moses vor Gott hintrat, hat er auch die Schuhe ausgezogen.“ —

„Schön,“ — sagte der Kaiser — „aber warum trägst du die Schuhe unterm Arm?“

Darauf der Jude: „Das will ich Euch erklären, Majestät. Wie die Juden am Berge Sinai standen, haben

sie die Schuhe ausziehen müssen. Wie sie wieder zurückkamen und ihre Schuhe anziehen wollten, waren alle Schuhe fort; ein Karäer hatte sie gestohlen. Darum habe ich auch um meine Stiefel Angst.“ —

Der Karäerchacham geriet in große Erregung und rief: „Das ist eine Lüge, das ist unmöglich; damals hat es noch gar keine Karäer gegeben.“ —

„Wenn dem so ist,“ — erwiderte der Jude — „gestehst du doch selbst zu, daß die Juden älter sind als die Karäer.“

Der Chacham konnte darauf nichts erwidern und der Jude ging reichbeschenkt von dannen.

XIII. LÜGNER, SCHELME, WEISE,
NARREN

226. EIN FURCHTBARES ERLEBNIS

Was Schrecken heißt, das fragt nur mich. Ich kann euch davon eine Geschichte erzählen, die mir vor drei Jahren passiert ist. Wenn man sie nur hört, stehen einem die Haare zu Berge; nun könnt ihr euch vorstellen, wie mir zumute war, da ich sie in meiner eigenen Haut erleben mußte.

Die Sach trug sich so zu: Eines schönen Tages gehe ich ins Feld ein bißchen Luft schnappen. Wie ich so gehe, sehe ich ein kleines Wäldchen. Natürlich gehe ich hin, lege mich unter einen Baum und liege. Plötzlich sehe ich ein paar Schritte von mir entfernt — einen Wolf, einen richtigen, ausgewachsenen Wolf. Mir fährt ein Schreck durch die Glieder: Wenn der Wolf mich auffrißt, bleibt meine Frau mit den Kindern, sie sollen leben, allein zurück und dann: ich selber habe auch nicht viel Lust zu sterben. Was tun? Nun haben wir doch einen großen Gott auf der Welt: ich stehe auf und laufe davon. Aber Gott hat doch den Tieren auch Verstand gegeben. Was tut der Wolf? Er überlegt nicht lange und läuft mir nach. Ich schreie wie verrückt. Aber da könnt ihr bis morgen schreien: genau so wie ein Goy Mitleid hat, hat ein Wolf Mitleid. Kurz es war schlimm: das Wasser bis an den Hals. Nun haben wir doch einen großen Gott auf der Welt: da sehe ich vor mir einen großen Haufen Heu. Rasch kletterte ich auf den Heu-

haufen und sitze schon oben. Jetzt bin ich gerettet und kann dem Wolf eine lange Nase drehen! Aber Gott hat den Tieren auch Verstand gegeben: Der Wolf beginnt den Heuhaufen von unten her wegzuscharren. Der Heuhaufen wird immer niedriger, immer niedriger. Und ich sitze zitternd oben. Dann hat der Wolf endlich den ganzen Haufen weggescharrt, ich falle zu Boden, der Wolf schnappt nach meinen Kleidern, und jetzt — jetzt stürzt er sich auf mich und frisst mich auf. Nun haben wir doch einen großen Gott auf der Welt: das Wunder geschieht — die ganze Geschichte ist erfunden, denn sonst wäre ich, Gott behüte, auf der Stelle vor Schreck gestorben.

227. HUNDERT WÖLFE

Ein Jude erzählt: „...und wie ich so durch den Wald fahre, jagen auf einmal hundert Wölfe meinem Wagen nach.“

„Hundert Wölfe?“

„Wie ich's Ihnen sage! Hundert Wölfe.“

„Was reden Sie? Wie ist das möglich — hundert Wölfe auf einmal?“

„Hundert, wie man's eben so sagt! Mit fünfzig werden Sie nicht zufrieden sein?“

„Fünfzig wären auch genug. Aber fünfzig Wölfe?! Sie haben wirklich fünfzig Wölfe gezählt?“

„Zählen soll ich sie auch noch? Fünfzig heißt etwa zwanzig. Genügen Ihnen zwanzig nicht?“

„Aber, aber — es werden wohl weniger als zwanzig gewesen sein.“

„Warum handeln Sie eigentlich mit mir? Vor zehn Wölfen kann man auch Angst kriegen, sogar vor fünf, ja schon vor drei. Und wenn Ihnen ein Wolf nachläuft, ist das ein Vergnügen?“

„Haben Sie den Wolf wirklich gesehen? War es wirklich ein richtiger Wolf?“

„Nun wer denn soll dort gebrummt haben?“

228. DIE PRAGER SYNAGOGUE

Von der Größe der Prager Synagoge werden Wunderdinge erzählt; wenn man sie so hört, klingen sie unglaublich: Die Synagoge in Prag ist so groß, daß der Schammes die Leute nicht vom Almemor aus zur Thora aufrufen kann, da man ihn nicht hören würde. Er sitzt zu Pferde, reitet vor einem Ende der Synagoge zum anderen und ruft zur Thora auf.

Jemand hat mir auch erzählt, er sei einmal zur Chanukhazeit¹⁾ nach Prag in die Synagoge gekommen, da war man dort mit dem Rundgang mit den Thoraprollen vom Sukkothfest²⁾ noch nicht fertig.

In der Prager Synagoge gibt es auch einen riesigen Kronleuchter aus Bernstein. Ihr wißt doch, daß Bernstein Strohhalme anzieht. Einmal war in der Synagoge eine Trauung. Wie der Bräutigam der Braut den Ring

¹⁾ Makkabäerfest, im Dezember.

²⁾ Laubhüttenfest, im September oder Oktober.

anstecken will, ist die Braut verschwunden. Man sucht und sucht — die Braut ist nicht zu finden. Da schaut jemand in die Höhe und sieht die Braut am Kronleuchter hängen. Sie hat nämlich einen Strohhut getragen und der Bernstein hat das Stroh samt der Braut angezogen.

229. DER BART

Ihr wollt wissen, was ein Wunder ist? Ich werde euch etwas erzählen. Ich bin einmal vor der Stadt spazieren gegangen; es war Winter, strenger Frost und der Fluß war gefroren. Ich gehe über den Fluß, aber das Eis bricht ein und ich sinke bis an den Hals ins Wasser. Ich rufe um Hilfe; Bauern hören mich und ziehen mich heraus. Die Kälte hat mich gebeutelt und mein Bart war gefroren wie ein Eiszapfen. Ich suche ein Haus, wo ich mich wärmen könnte, und richtig — ein paar Schritte weiter sehe ich ein Haus. Ich gehe herein und sehe eine Menge Juden; der Besitzer des Hauses hat gerade die Beschneidung seines jüngsten Sohnes gefeiert. Er war aber sehr bekümmert. Ich frage ihn, warum er so bekümmert sei und er antwortet mir: „Bei mir ist Beschneidungsfeier und ich habe keine Fische für das Mahl.“ Ich tröstete ihn: „Sei unbesorgt; es wird ein ordentliches Festmahl geben und auch Fische.“ Wie wir so sprechen, beginnt mein Bart aufzutauen; das Wasser rinnt in Strömen. Man stellt mir ein Faß unter den Bart und das Wasser aus dem Bart hat das ganze Faß gefüllt. Zum Schluß aber fällt aus meinem Bart ein großer Fisch heraus und zappelt mitten im Zimmer.

230. DER KAMPF MIT DEM LÖWEN

Daß die Juden Verstand haben, wißt ihr alle; aber der Verstand allein tut's nicht — man muß auch Kraft haben. Das hab' ich einmal am eigenen Leib erfahren. Mir ist nämlich folgendes passiert: Ich gehe so durch den Wald, da kommt plötzlich ein Löwe, brüllt und fällt mich an. Schlimm! Was tun? Nun hat mir aber Gott Kraft verliehen und ich, nicht faul, stoße dem Löwen meine Hand ins Maul, durchstoße ihm mit meinem Arm den ganzen Leib, fasse seinen Schweif, ziehe ihn durch den Leib zurück, durchs Maul durch und schleppe so den Löwen am Schweif nach Hause. So war ich aus der Gefahr gerettet und hatte noch einen Pelz für mich und meine Frau, sie soll leben und gesund sein.

231—234. VON HERSCHEL OSTROPOLJER¹⁾

I.

Herschel Ostropoljer kam einst zur Chewra-Kadischa, deren Aufgabe es bekanntlich ist, die Bestattung der Toten in der Gemeinde durchzuführen, und bat um Geld für Sterbekleider — denn seine Frau sei gestern gestorben. Da er arm war, fragte man nicht lange und gab ihm das Geld.

¹⁾ Einer der bekanntesten jüdischen Schalksnarren (historische Figur), von dem der Volksmund unzählige Schnurren erzählt. Diese sind in einer Reihe von Sammlungen in den letzten Jahrzehnten niedergelegt. Die zweite hier erzählte Geschichte ist vom Bearbeiter einer Volksgeschichte nacherzählt.

Ein paar Stunden später kam die Chewra-Kadischa mit dem Leichenwagen vor Herschels Wohnung, um die Tote zur Bestattung zu holen. Wie die Leute von der Chewra ins Zimmer kommen, steht Herschels Frau gesund und munter beim Knettrog und knetet Teig. Natürlich große Erregung: „Was soll das heißen, Herschel? Du hast uns einfach betrogen und dazu noch deinen Scherz mit uns getrieben!“

Darauf Herschel: „Nur still; ihr braucht keine Angst haben; wenn's nicht heute ist, ist's morgen; aber irgendwann gehört sie sicher euch!“

II.

Herschel ging Freitag ins Bad. Dort wurde ihm sein Hemd gestohlen und als er nach Hause kam, verlangte er von seiner Frau ein Hemd.

„Ich habe dir doch ein Hemd gegeben,“ — war die verwunderte Antwort — „was hast du damit angefangen?“ —

„Das Hemd hat mir jemand vertauscht.“ —

„Wo ist das vertauschte?“ —

„Das hat der Mann vergessen an seinen Platz zu legen; so hat er seines und meines mitgenommen!“

III.¹⁾

Herschel Ostropoljer war eine Zeitlang Diener bei einem Wunderrabbi. Zu dem kam eines Tages, während

¹⁾ Diese und die folgende Geschichte sind Satiren auf den chassidischen Glauben an den Wunderrabbi.

er nicht zu Hause war, eine Frau. Herschel, der immer auf Schelmenstreiche aus war, setzte sich auf den Sessel des Rabbi und fragte die Frau nach ihrem Begehr.

Sie begann: „O, Rabbi, leben sollt Ihr, ich habe eine Tochter, meine einzige; ihre Zeit ist gekommen, aber sie quält sich schon drei Tage und kann nicht entbinden. Ich weiß mir keinen Rat. Geld haben wir keines, wir sind arme Leute.“

Herschel sagt der Frau, sie möge sich keine Sorgen machen: „Geh' nach Hause und lege der Tochter eine Kupfermünze auf den Nabel, da wird sie leicht entbinden.“

Der Frau ging es zwar nicht ein, wie eine Kupfermünze auf dem Nabel helfen kann; aber was der Rabbi sagt, ist sicher gut und richtig. Sie tat, wie ihr geheißen, und die Tochter entband sehr leicht.

Die Frau läuft zum Rabbi, um ihm zu danken; diesmal ist der Rabbi zu Hause; sie wirft sich zu seinen Füßen nieder und küßt ihm die Hände; „Rabbi, lange sollt Ihr leben! Ihr habt meine Tochter gerettet, sie hat einen schönen Knaben geboren!“ Der Rabbi kann sich nicht erinnern, die Frau je gesehen zu haben. Da geht ihm ein Licht auf: hier muß Herschel die Hand im Spiele haben. Er fragt Herschel und der gesteht, was vorgefallen ist. —

„Warum hast du der Frau ausgerechnet verordnet, auf den Nabel der Tochter eine Münze zu legen?“ — fragt der Rabbi.

„Das ist so, Rabbi; ich habe mir gedacht: wenn ein armer Teufel Geld spürt, kommt er gleich gerannt!“

IV.

Wie euch bekannt ist, war Herschel Ostropoljer eine Zeitlang Diener bei einem Wunderrabbi. Eines Tages — der Rabbi war nicht zu Hause — schaut Herschel gemütlich zum Fenster hinaus; da sieht er einen Chossid¹⁾ atemlos in höchster Erregung ins Haus laufen. Herschel errät, daß der Chossid zum Rabbi will; rasch setzt er dessen Strajmel²⁾ auf und setzt sich auf den Stuhl des Rabbi.

Der Chossid läuft wehklagend zur Thür herein: „Heiliger Rabbi, Hilfe; ich bin zu einer großen Sünde verleitet worden, leget mir eine Buße auf, Rabbi!“ —

„Was ist dir passiert?“ —

„Denkt Euch, Rabbi, wie ich in mein Schlafzimmer komme, sehe ich in meinem Bett eine schöne Schickse liegen.“ —

„Nun, was hast du getan?“ —

„Was hätte ich tun sollen, Rabbi? Wie ich ins Zimmer gekommen bin, habe ich sie erst nicht bemerkt; aber wie ich mich ins Bett lege, sehe ich sie. Da bin ich gleich herausgesprungen und weggelaufen.“

Bedächtig antwortete Herschel: „Das ist wirklich eine große Sünde. Aber mache dir keine Sorgen; ich will dir eine Buße auferlegen. Geh' nach Hause und haue einen Monat lang Stroh; dann komm' wieder zu mir.“

Als der Chossid nach einem Monat wiederkam, war der Rabbi allein zu Hause. Er tritt ein: „Rabbi, ich

¹⁾ Anhänger des Wunderrabbi.

²⁾ Eine hohe pelzverbräunte Mütze.

habe getan, was Ihr mir befohlen habt; ich habe einen Monat lang Stroh gekaut.“

Der Rabbi sieht ihn erstaunt an; aber bald begreift er, da müsse ein Streich Herschels dahinterstecken. Er läßt Herschel rufen und fragt ihn, was da geschehen sei. Herschel erzählt alles und fügt hinzu: „Wenn er neben einem schönen Mädcl liegt und davonläuft, ist er ein Rindvieh und muß Stroh kauen!“

235. DER SOHN DES TODESENGELS

Der Todesengel ließ sich einst auf Erden nieder und nahm eine jüdische Frau. Mit der lebte er mehrere Jahre und sie gebar ihm einen Sohn. Als der Sohn 15 Jahre alt war, wurde der Todesengel seiner Frau überdrüssig; er konnte es nicht mehr aushalten, da sie ein böses Weib, eine richtige Bestie war. Um sie los zu werden, zog es der Todesengel vor, in die Hölle zurückzukehren.

Aber er hatte Mitleid mit dem Sohne: wenn er auch der Todesengel war, so war er doch der Vater. So sprach er zu seinem Sohn: „Du sollst Arzt werden. Ich will dir ein Mittel sagen, wie du sehr reich werden wirst. Wenn du zu einem Kranken kommst und mich bei seinem Kopf stehen siehst, so wirst du wissen, daß er nicht mehr zu retten ist. Stehe ich aber nicht dort, so ist das ein Zeichen, daß der Kranke gesund wird; dann verschreibe ihm etwas Lakritzensaft, Eibischtee oder Wasser — was du willst; er wird sicher gesund werden. Wenn **du** mich aber beim Kopf des Kranken

siehst, so sage, *„der Fall ist hoffnungslos.“* So sprach der Todesengel zu seinem Sohn und kehrte in die Hölle zurück.

Mehrere Jahre waren seither vergangen. Der Sohn des Todesengels war herangewachsen und ein berühmter Arzt geworden; da er sich an die Weisungen seines Vater hielt, stimmten seine Diagnosen immer. Nun geschah es, daß der Zar schwer erkrankte. Ärzte und Professoren wurden berufen, aber keiner konnte helfen, alle gaben den kranken Kaiser auf. Aber der Zar wollte nicht sterben. Er hatte von dem berühmten Arzt, dem Sohne des Todesengels gehört und ließ ihn rufen. Den Vater hätte er sicher nicht rufen lassen, aber den Sohn ließ er rufen, denn er wußte nicht, daß es der Sohn des Todesengels war.

Als der berühmte Arzt kam, sagte der Kaiser: *„Du mußt mich gesund machen, sonst lasse ich dich hinrichten.“* Der Arzt faßt nach dem Puls des kranken Kaisers und sieht nach dem Kopfende des Bettes: dort steht der Vater! Dem Sohn wird es schwarz vor den Augen. Er geht ins Nebenzimmer und winkt dem Vater, ihm zu folgen. Im Nebenzimmer bittet er den Vater, er möge doch um Gottes willen weggehen und den Zaren — der Teufel soll ihn holen — gesund werden lassen. Der Todesengel aber sagt: *„Nein, ich gehe nicht. Der Zar muß sterben.“*

Da sagt der Sohn: *„Geh' sofort weg oder ich rufe die Mutter.“*

Wie der Todesengel das hört, läuft er davon. Der

Kaiser wurde gesund und der Sohn des Todesengels ein reicher Mann.

236. DIE DREI BAUERN

Drei Bauern kamen in ein fremdes Dorf. Dort fanden sie auf der Straße eine Tasche mit viel Geld. Im Dorf wollten sie ins Bad gehen, hatten aber Angst, das Geld mitzunehmen; denn es könnte ihnen gestohlen werden. Sie gingen zu einem Mann, der in der Nähe des Bades wohnte, und gaben ihm das Geld zur Aufbewahrung. Doch sie trugen ihm auf, das Geld, das ihnen gemeinsam gehörte, nur auszufolgen, wenn sie alle drei zusammen es holen.

Wie sie ins Bad kamen, bemerkten sie, daß sie keine Seife mit hatten. Was tun? Da sagte einer: „Wißt ihr was? Der Mann, dem wir das Geld zur Aufbewahrung übergeben haben, wohnt in der nächsten Nähe; ich werde zu ihm gehen und ein Stückchen Seife leihen.“ Gesagt, getan. Der Bauer kommt zu dem Mann, der das Geld in Verwahrung hat und sagt zu ihm: „Meine Freunde schicken mich das Geld holen, gib es her.“ —

„Ihr habt mir doch aufgetragen, ich möge das Geld nur dann ausfolgen, wenn ihr alle drei kommt; wie kann ich es dir allein geben?“

Der Bauer antwortet: „Dort stehen meine zwei Freunde vor dem Bad. Geh' auf den Hof und frage sie, ob du mir geben sollst, was ich verlange, oder nicht!“

Der Mann geht hinüber: „Soll ich eurem Freund geben, was er verlangt?“ —

„Ja!“ — antworten die zwei Bauern vom Bade her.

Der Mann gibt dem Bauern das Geld und der verschwindet. Die beiden andern Bauern warten — der dritte kommt nicht. Sie gehen zu dem Manne hinüber, dem sie das Geld übergeben haben und fragen, wo ihr Freund mit der Seife geblieben sei.

„Was für eine Seife?“ —

„Die Seife, die er bei dir geliehen hat; du hast uns doch selber gefragt, ob du ihm Seife geben sollst.“ —

Der Mann sagt lachend: „Seife hin, Seife her. Er hat verlangt, daß ich ihm das Geld gebe, ich habe euch gefragt und es ihm gegeben.“

Die zwei Bauern wurden wütend und schrien: „Das Geld mußt du uns zurückgeben, du hast es dem dritten nicht geben dürfen!“

Dem Manne wurde angst und bange. Was sollte er tun? Soviel Geld, um den Bauern die Summe zu ersetzen, hatte er nicht. Er klagte und jammerte. Das hörte seine Tochter, kam herein und fragte den Vater, warum er weine. Er erzählte ihr, was geschehen war.

„Weine nicht, Vater“ — sagte die Tochter und wandte sich an die zwei Bauern: „Ihr habt den Auftrag gegeben, das Geld nur euch dreien zusammen auszufolgen — seid also so gut und bringt euren dritten Mann; denn euch allein, ohne ihn, dürfen wir das Geld nicht geben.“

Die Bauern sahen, daß sie nichts ausrichten würden, und gingen.

237. DER KLEINE RICHTER

Ein Jude hatte ein Öl- und Fettwarengeschäft, also mit Öl, Petroleum, Seife usw. Nebenan betrieb ein Christ eine Blumenhandlung. Die beiden Läden waren nur durch eine dünne Wand getrennt. Am Abend vor Geschäftsschluß zählte der Jude stets seine Losung; das tat er immer mit lauter Stimme: „Fünf Rubel in Zehn-
kopekenstücken, zwanzig Rubel Silber, vierzig Rubel Gold“ usw. Dann legte er das Geld in die Lade, schloß das Geschäft und ging heim.

Eines Abends hörte der christliche Blumenhändler den Juden wieder laut seine Losung zählen; er schrieb die Summen und Geldsorten genau auf, ging zur Polizei und erzählte, der Jude hätte ihm seine ganze Losung gestohlen und in seinem Laden versteckt; dabei nannte er genau die Summen und Geldsorten, die er, als er den Jude zählen hörte, aufgeschrieben hatte.

Die Polizei durchsuchte den Laden des Juden und fand wirklich in der Lade die Summe Geldes und die Geldsorten, die der Anzeiger angegeben hatte. Der Jude beteuerte, das Geld sei sein, aber da die Angaben des Christen so genau stimmten, schenkte die Polizei dem Juden keinen Glauben und brachte ihn samt dem Geld vor Gericht. Der Richter, dem die beiden widersprechenden Angaben vorlagen, kam trotz langen Nachdenkens zu keiner Klarheit und verschob die Urteilsfällung um zwei Wochen. Der Jude wurde in Haft behalten.

An einem der nächsten Tage ging der Richter spazieren und sah kleine Judenkinder auf der Gasse

spielen. Sie spielten „Richter“. Das interessierte den wirklichen Richter und er blieb stehen. Die Kinder hatten zu Hause von der Geschichte des Ölhändlers gehört und verwendeten seinen Fall für ihr Spiel. Ein kleiner Junge schrie: „Das Geld gehört dem Blumenhändler“, der andere: „Das Geld gehört dem Ölhändler“. Der Knabe, der im Spiel der Richter war, runzelte die Stirn und dachte lange nach; dann befahl er, einen Eimer Wasser zu bringen. Der Richter, welcher zusah, war neugierig zu erfahren, wozu eigentlich der Kleine das Wasser brauchte. Er ging auf ihn zu und fragte ihn: „Sag', Kleiner, wozu brauchst du Wasser?“ Der Knabe antwortete: „Ich werde die Münzen ins Wasser legen. Gehört das Geld dem Ölhändler, so müssen die Münzen fett sein, — denn ein Ölhändler hat immer fette Finger und auf dem Wasser müssen Fettringe schwimmen.“

Der Einfall des Knaben gefiel dem Richter. Er ging ins Amt und machte mit dem strittigen Geld, das sich dort befand, die gleiche Probe: es war fett. Der Ölhändler wurde freigelassen und erhielt sein Geld zurück.

Der Knabe, der den Richter belehrt hatte, soll — so wird erzählt — der spätere Rabbi Elia, der berühmte Gaon von Wilna gewesen sein.

238. DAS VERZEICHNIS

Ein Jude, der sehr zerstreut war, übernachtete in einer fremden Stadt in einem Hotel. Damit er früh nichts vergesse, schrieb er vor dem Schlafengehen alles, was er besaß und wo er es hingelegt hatte, auf einem Zettel

auf. Ungefähr so: „Die Schuhe — unter dem Bett; die Socken — auf dem Sessel; das Hemd — auf dem Tisch; die Hose — unter dem Tisch“ usw. Dann legt er sich ins Bett und schreibt auf: „Ich — im Bett.“

Am Morgen steht er auf, nimmt die Liste zur Hand und sucht danach seine Sachen. Er zieht das Hemd an und streicht es aus der Liste, die Strümpfe ebenso usw. Wie er angezogen ist und gehen will, sieht er die Liste durch, ob nicht etwas offen geblieben ist. Da sieht er auf der letzten Zeile: „Ich — im Bett.“ Er sucht sich im Bett, findet sich aber nicht. Dann sucht er sich eine Stunde lang in den Winkeln und kann sich nicht finden. Da geht er zur Polizei und zeigt an, er habe in dem und dem Hotel geschlafen und sei dort gestohlen worden.

239—240. AUS CHELM¹⁾

I.

Den Juden aus Chelm machte die Nacht große Sorge. Es war finster, sie fielen oft auf der Straße und brachen häufig Arm oder Bein. Einmal erzählte ihnen ein Jude aus Wilna, daß es in Wilna auch in der Nacht hell sei. Die Chelmer beriefen sofort eine Versammlung der Gemeinde ein und berieten, wie sie die Nacht hell machen könnten. Nach langer Beratung fanden sie einen vortrefflichen Rat und taten folgendes:

Sie warteten bis zum nächsten Vollmond. Als der Vollmond kam, verrichteten sie zunächst das Vollmond-

¹⁾ Das jüdische Schilda.

gebet, wie sich's gehört; dann nahmen sie ein großes Faß Wasser und stellten es im Schulhof auf. Sie sahen den Mond im Faß, warfen rasch den Deckel auf das Faß und schlugen ihn fest zu. Als es Neumond wurde und die Stadt wieder finster war, öffneten die Chelmer das Faß und wollten den Mond herausholen. Aber der Mond war verschwunden! Da schrien sie: „Ein Unglück! Der Mond ist gestohlen worden!“

II.

In Chelm gab es viele Mäuse und die Chelmer Juden konnten sich ihrer nicht erwehren. Sie hatten schon allerhand Gift und Fallen ausprobiert, aber der Mäuse wurden nicht weniger. Eines Tages kam ein Jude aus Deutschland nach Chelm; der sagte den Chelmern: „Ich habe eine Katze, die wird alle Mäuse auffressen.“ Hocherfreut kauften die Chelmer dem Fremden die Katze ab. Am Abend fuhr der deutsche Jude mit der Bahn weg. Die Chelmer aber wollten wissen, was die Katze später fressen würde, wenn sie alle Mäuse bereits aufgefressen hätte. So liefen sie rasch zum Bahnhof, um den Fremden zu fragen. Der war schon eingestiegen und sah zum Fenster hinaus. Die Chelmer liefen rasch zum Waggon und fragten den deutschen Juden russisch, was die Katze fressen werde, wenn sie alle Mäuse aufgefressen habe. Der deutsche Jude verstand nicht Russisch und fragte deutsch: „Was?“ Die Chelmer meinten, er spreche Russisch und da sie „was“ hörten, verstanden sie,

248

es heiße „Euch“. Sie bekamen Angst: „Um Gottes willen, die Katze wird uns alle auffressen!“ Was tun? Sie beriefen eine Gemeindeversammlung ein und dort wurde beschlossen, die Katze zu töten.

Wie tötet man aber eine Katze? Die Chelmer beschlossen folgende Methode anzuwenden: die Katze an den Schammes anzubinden und beide zusammen vom Schuldach zu stürzen. So geschah's. Die Katze wurde an den Schammes angebunden; der Schammes wurde aufs Schuldach geführt und in die Tiefe gestürzt. Der Schammes war tot, aber die Katze hatte sich aus der Schlinge gezogen und entfloh. Nun liefen die Chelmer ihr nach, um sie zu fangen. Und es gelang ihnen. Was sollte jetzt geschehen? Zunächst wurde der Schammes in Ehren begraben, er war als Märtyrer für die Gemeinschaft Israels gestorben. Wie aber nun die Katze los werden? Wieder wurde eine Gemeindeversammlung einberufen und es wurde beschlossen, die Katze zu verbrennen. Dies geschah in der Weise: die Katze wurde in der Schul' eingesperrt und die Schul' angezündet. Die Schul' brannte auch bis auf den Grund nieder, aber die Katze sprang durch ein Fenster. Die Chelmer liefen ihr nach. Die Katze sprang in ihrem Schrecken in ein Haus. Das zündeten die Chelmer rasch an. Es brannte nieder, aber die Katze sprang wieder aus einem Fenster und rettete sich in ein anderes Haus. Auch das wurde angezündet und es wiederholte sich das gleiche; so ging ein drittes, ein viertes, ein fünftes Haus in Flammen auf, bis alle Häuser in Chelm niedergebrannt waren. So ist Chelm abgebrannt, die Katze aber lebt bis heute.

241. GOTT SCHÜTZT DIE DUMMEN

Ein Jude wollte nach dem Psalmvers „Gott schützt die Dummen“ feststellen, ob er dumm oder gescheit sei, und beschloß: „Schützt mich Gott, so beweist das, daß ich dumm bin, wenn nicht, bin ich gescheit.“

Er ging ins zweite Stockwerk seines Hauses und sprang von oben hinunter. Dabei brach er eine Hand und einen Fuß und begann aus Leibeskräften zu schreien.

Die Nachbarn liefen herbei und fragten: „Was hast du, Jankel? Was ist dir geschehen?“ Und Jankel rief: „O, bin ich gescheit!“

*NACHWORT VOM JÜDISCHEN
WITZ*



Betrachtung über das Wesen des jüdischen Witzes erfordert zunächst Abgrenzung, um Verwechslung zu vermeiden: es gibt jüdische Witze und es gibt jüdischen Witz. Beide Gattungen haben ganz verschiedene soziologische Grundlagen, sind in Entstehung und Effekt völlig unähnlich und haben eigentlich nur ein Gemeinsames: die Person des Juden, die jedoch im ersten Fall Subjekt, im anderen Objekt des Witzes ist. Damit ist schon tiefgehender Unterschied in der Entstehung beider Gattungen gegeben; denn was im mitteleuropäischen Kulturkreis und darüber hinaus durch sogenannte geistige Influenz als landläufiger jüdischer Witz kursiert, ist nicht jüdischen Ursprungs (daß diese Juden-Witze, wie sie fortab genannt werden mögen, gern von Juden erzählt werden, ist eines der Zeichen soziologischer Destruktion, die sich in der mittel- und westeuropäischen jüdischen Existenz zeigt). Die Anekdoten und Spässe vom Pendant der Frau von Pollak, von Mojsche Pulverbestandteils Wasser- und Seifenscheu und von dem vorlaut mauschelnden Kindermund des kleinen Moriz, sowie jene zahlreichen Histörchen aus der Unterleibssphäre, die zumeist das für den Witz seit je ergiebige erotische Moment in den Bezirk unappetitlicher Schmierigkeit hinabziehen, sie alle sind nicht unter Juden entstanden.

Soziologisch genommen, haben sie ihre Grundlage in der Fremdheit des Juden inmitten seiner Umgebung.

Es ist eine uralte, noch aus der Sippengliederung der Menschen stammende Erscheinung, daß der Fremdsippige mit seinem Anhang, in den uralten Kampfzeiten der menschlichen Sippen immer ein Gegenstand der Furcht, durch Verspottung und Verzerrung seiner menschlichen Eigenschaften gekennzeichnet wird. Durch solche Art von Verkleinerung des Fremden, der inmitten der anderen Sippe immer nur als Feind, mit feindlichen Absichten auftaucht, wird die Furcht vor ihm gewissermaßen abreagiert und die verächtlich verkleinernde Zeichnung des fremden Sippenmenschen gibt Bestätigung der eigenen Existenzberechtigung und damit Mut für den zu gewärtigenden Kampf mit den Fremden. Deshalb wohl haben die Kämpfe der primitiven Völker bis heute immer mit wüstem Geschimpfe begonnen, (bei den zivilisierteren ist diese Urmenschenmethode in die Kriegshetze der Presse sublimiert) deshalb haben wohl die Religionen der jüngeren Völker, bei denen die engrammatische Erinnerung an den Urzustand noch frisch ist, dem Teufel eine so umfängliche Rolle zugewiesen, deshalb gibt es auch bis heute Juden-Witze der geschilderten Kategorie; denn der Urinstinkt gegen den Fremden ist bis heute gegenüber den Juden am stärksten. Es gibt ebenso Franzosen-Witze, die von Deutschen gemacht werden, wie Deutschen-Witze, die unter den Franzosen entstanden sind, Engländer-Witze irischen Ursprungs und umgekehrt, und in Wien sind die Tschechen-Witze zu populär, um erst näheren Hinweises zu bedürfen. Am meisten verbreitet sind jedoch die Juden-Witze und das beweist, wie stark bis heute der

Fremdheitsinstinkt gegenüber den Juden wirksam ist. Natürlich gibt es auch bei den Juden Nichtjuden-Witze, der jüdischen Kollektivbezeichnung gemäß als Gojim-Witze definierbar, die auf dieselbe Entstehungsgrundlage zurückzuführen sind, da ja die Entwicklung des jüdischen Volkes den gleichen Weg genommen hat wie die aller anderen Menschheitsgruppen.

Dieser Gojim-Witz ist jedoch nur eine kleine Kategorie in dem großen Gebiet des ursprünglichen jüdischen Witzes, von dem dieses Buch eine Auslese bieten will. Sein echter jüdischer Ursprung ist so deutlich zu erkennen, wie beim Witz anderer Völker, beim englischen, französischen oder türkischen Witz (in Parenthese: einen deutschen Witz besonderer Eigenart gibt es eigentlich nicht, eine Erkenntnis, die den verschiedenen europäischen Nationen seit langem klar ist; dieses Manko ist wohl mit eine Ursache dafür, daß der Juden-Witz im Gebiete deutschen Geistes so stark dominiert). „Witz ist fragmentarisches Genie“ — dieser Ausspruch trifft auch auf das ursprünglich Schöpferische, das im Witz aller Völker liegt, zu. Auch im jüdischen Volkswitz ist diese ursprünglich schöpferische Kraft wirksam, ihn färbend und profilierend. Wie der Musiker nach ein paar Takten Beethoven mit einiger Sicherheit behaupten kann, diese Takte seien von Beethoven und von niemand anderem, ohne erst historisch-analytischer Begründung zu bedürfen, die auch zu geben fast unmöglich ist, so wird, wer das Wesen des Witzes versteht, wer sozusagen witzbegabt ist, beim Hören oder Lesen eines Witzes bald erkennen, welchen Volksursprung dieser Witz hat.

Wissenschaftliche oder historische Charakterisierung und Analyse ist daher für die Erfassung des Wesens echten jüdischen Witzes, wie überhaupt jedes ursprünglichen Witzes, nicht brauchbar. Es läßt sich nur rein soziologische Einordnung vornehmen: der ursprüngliche jüdische Witz ist, wie eben jeder Witz, ein von der Masse getragenes Geistesprodukt, demgemäß beeinflusst durch die innere geistige Veranlagung der jüdischen Masse, die im Osten wohnt, und ihre äußeren soziologischen Umstände. Sein besonderes Kennzeichen ist eine fast schrankenlose Assoziationsfähigkeit; sie stammt wahrscheinlich aus der dem Juden als Orientalen innewohnenden Beziehung zum Wort, das in den orientalischen Sprachen eine viel größere Zahl von Begriffen und Begriffssymbolen umfaßt, als es in Europa der Fall ist. Die Assoziationsfähigkeit ermöglicht viel häufiger und schlagkräftiger die überraschende Pointierung, die dem Witz zu seinem Erfolg verhilft. Das Volkswort, daß der Jude auf alles einen Witz machen kann, ist wohl die primitive Bestätigung jener sprachlichen und begrifflichen Assoziationskraft.

Auch in der Art der Erzählung hat der jüdische Volkswitz eine besondere Eigenart: er liebt die breite, ausgeschmückte Darstellung und lebt sich so nicht bloß in der Pointe aus, sondern schon vor ihr in der dem Juden als Orientalen innewohnenden Freude am Geschichtenerzählen. Beliebt sind Komplikationen der zur Pointe führenden Erzählung und häufig auch Ineinander-schachtelungen, Kompilationen von Varianten gleichartigen Witzgebietes. Daher denn auch der geradezu

formelhafte jüdische Unterbrechungsruf: „Zu der Sache weiß ich einen besseren Witz.“ Diese Erzählungsmethode gibt dem jüdischen Volkswitz häufig etwas Schwankhaftes und eine Reihe jüdischer Witze ist geradezu als Schwänke anzusprechen. Dies erklärt auch, warum gerade bei der jüdischen Masse eine große Zahl von Witzen bestimmten Personen zugeschrieben wird (während doch für gewöhnlich dem Witz die Anonymität eigen ist). Der Jude zitiert gern einen Witz und es gibt eine überraschend große Zahl von Namen, die bei den Juden als Witzautoren genannt werden. Die Spässe und Schwänke des Herschel Ostropoljer, des Motche Chabad und vieler anderer bilden gewissermaßen das Zitatmaterial für den jüdischen Witz. Die schwankhaften Charakteristika des jüdischen Witzes, die hier angedeutet wurden, haben Dr. Max Präger und den Schreiber dieser Zeilen veranlaßt, der hier vorliegenden Sammlung jüdischen Volkswitzes den Titel „Jüdische Schwänke“ zu geben, der einerseits gegenüber den „Lozelach“ des landläufigen Judenwitzes abgrenzen, andererseits eine stark bestimmende Wesenheit des jüdischen Volkswitzes zum Ausdruck bringen will. Wie wichtig diese Wesenheit ist, haben wir bei der Übertragung der jüdischen Schwänke ins Deutsche sehr deutlich gefühlt. Der jüdische Volkswitz liebt es nicht, der Pointe zuzueilen, seine Form ist vielfach umständlich. Diese ursprüngliche Form zu erhalten konnte freilich nicht immer ganz gelingen; das Bemühen der Übersetzer fand seine Grenze an der Sprachverschiedenheit.

Zur äußeren Charakteristik des jüdischen Witzes sind

die eigenartigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der jüdischen Masse im Osten heranzuziehen. Es kann natürlich nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, diese Verhältnisse eingehend zu schildern und aus ihnen im Detail die auf sie bezüglichen Wesenszüge des jüdischen Volkswitzes herauszuschälen. Lediglich sei bemerkt, daß es im jüdischen Volkswitz unendlich viel *Schnorrergeschichten* gibt, weil eben die große wirtschaftliche Not unendlich viel *Varietäten* des Bettels hervorgebracht hat und weil in der jüdischen Anschauung die Pflicht, den Armen zu beschenken, eine große Rolle spielt. Der überragenden Bedeutung von *Heirat* und *Kindersegnen*, welche das traditionsgemäße Leben der jüdischen Masse kennzeichnet, entspricht die Legion von jüdischen *Heirats-* und *Schadchenwitzen*. Die Wichtigkeit des religiösen Lebensinhaltes spiegelt sich im jüdischen Volkswitz reich und vielfältig wieder und die im verflossenen Jahrhundert einsetzende Verweltlichung des jüdischen Lebens- und Kulturinhaltes im Osten hat auch den jüdischen Witz stark befruchtet. In der vorliegenden Sammlung konnte von der großen Zahl von Spässen und Schwänken aus dem Gebiete von Religion, Thora und rabbinischer Weisheit nur ein ganz geringer Teil Aufnahme finden, da dem deutschsprachigen Leser oder Hörer, in den meisten Fällen auch dem jüdischen, die Voraussetzung für das Verständnis dieser Kategorie von Witzen, die sprachliche und gedankliche Beherrschung der religiösen Literatur fehlt.

Der überragenden Stellung, die der Handel im Wirtschaftsleben der Juden hat, entspricht im jüdischen

Volkswitz die dominierende Variierung dieses Themas. Die wirtschaftliche Funktion der Juden im Osten ist vorwiegend die des „Lückenbüßers“; er füllt Lücken in der Wirtschaftsorganisation der Länder, in denen er siedelt, und dies hat zur Folge, daß er auch in die gesetzlichen Normen, die sich für die Lebensformen in den einzelnen Ländern aus bestehendem Brauch gebildet haben, erst einer Einfügung bedarf. Diese ist durch eine Auslegung der Norm möglich, die dann das Gesetz dreht, wendet und seine „Lücken“ sucht. Das Bewußtsein dieser Existenz „neben dem Gesetz“ schafft dem Witz des Juden naturgemäß ein ebenso großes Betätigungsfeld wie seiner geistigen Energie, die zur „Anpassung“ seiner Lückenbüßerexistenz an das Gesetz (oder umgekehrt: des Gesetzes an seine Existenz) notwendig ist. Besonders ist dies dort der Fall, wo die Juden — wie es im Osten Europas noch bis vor kurzem ausschließlich geschah und heute noch zum Teil geschieht — tatsächlich in vieler Beziehung außerhalb des Gesetzes gestellt sind. Darum nehmen auch im jüdischen Volkswitz die äußeren Lebensbeschränkungen der Juden, die bis vor kurzem in Rußland und in dem zu Rußland gehörenden Polen herrschten, einen breiten Raum ein. Eine besondere Kategorie bildet die Beziehung des Juden zur Umwelt und zur großen Welt der Technik und des Fortschrittes, die zu betreten für den Juden der Tradition stets ein Abenteuer bedeutete. So ungefähr läßt sich kurz die soziologische Struktur des ursprünglichen jüdischen Witzes umreißen; sie umfaßt seine wichtigsten Kategorien, die auch in dieser

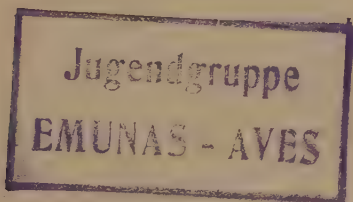
Sammlung durch bestimmte Gruppeneinteilung, soweit es möglich ist, wiedergegeben werden. Über das Wesen solcher Einteilung hinaus läßt sich nicht allgemein charakterisieren: denn jeder Witz trägt seinen bestimmten, individuellen Charakter in sich.

Der jüdische Volkswitz hat der Weltliteratur des Witzes seit je eine große Zahl von Themen und Pointen geliefert und in den europäischen Ländern war gar häufig der jüdische Witz aus dem Osten weit willkommener als sein Träger. Es ist selbstverständlich, daß in ihm, besser durch ihn eine Reihe von bekannten Themen und Pointen immer wiederkehrt. Wesentlich ist jedoch stets die ursprüngliche Form, in welche sie gekleidet sind. Aus dieser Perspektive ist der Witz auch eine folkloristische Angelegenheit. So faßt speziell den jüdischen Witz eine Sammlung auf, die unter den vielen jüdischen Witzsammlungen einen besonderen Platz einnimmt. Der Folklorist Dr. Immanuel Olsvanger hat im Jahre 1920 eine Sammlung unter dem Titel „Rosinkes mit Mandlen“ herausgegeben, die von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde ediert wurde. Dort hat Dr. Olsvanger alles an jüdischem Witz aufgenommen, was gewissermaßen als autochthon angesehen werden kann, und hat dieses Material, mündlicher Erzählung folgend, in seiner ursprünglichen Form und Sprache überliefert. Diese Sammlung Dr. Olsvangers bildet die Grundlage für das vorliegende Buch. Die Auswahl erfolgte natürlich unter Berücksichtigung eines deutschsprachigen Leserpublikums (in dieser Hinsicht wurde bereits oben ein

260

maßgebender Gesichtspunkt erörtert). Der Auswahl aus der Olsvangerschen Sammlung wurde eine Anzahl von Schwänken hinzugefügt, die der ebenfalls sehr hochstehenden Sammlung von A. R a w n i t z k y „Jüdische Witze“ entnommen ist. Einiges haben die Herausgeber und Übersetzer aus eigener Kenntnis jüdischen Schwankschatzes in die vorliegende Sammlung eingesetzt. Sie ist von dem Bemühen geleitet, das Echte und Ursprüngliche des jüdischen Witzes wiederzugeben, dessen Verzerrung so oft seinen Namen borgt. Ob dieses Bemühen Erfolg hatte, ist dem stets gerechten Urteil der Leser anheimgestellt.

Dr. Siegfried Schmitz.



I N H A L T :

I. Der jüdische Witz	1
1. Wie sie lachen	
II. Wort und Antwort	5
2. Sie sprechen sich aus	
3. Insterburger neueste Nachrichten	
4. Lüge	
5. Nicht eingefallen	
6. Nächtliche Unterhaltung	
7. Der Schnaps	
8. Rosenblatt	
9. Die gründliche Wirtin	
10. Ein schöner Jud'	
11. Hoschischuk	
12. Ein anderer Mensch	
13. Die Jüdin mit dem Korb	
14. Zwei Faule	
15. Die Trauerbotschaft	
16. Der Handschlag	
17. Kreuzkopf	
18. Rätselraten	
19. Der Brief	
20. Salz und Schnaps	
21. Frage und Gegenfrage	
III. Lernet, Kinder	23
22. Höflichkeit	
23. Kleidererzeugung	
24. Das Letzte	

25. *Was der Jude hat*
26. *Das große Sterben*
27. *Rechenunterricht*
28. *Zapichiss*
29. *Der Beweis*
30. *Verloren*
31. *Die Kuh*
32. *Der bissige Hund*
33. *Ehret den Vater!*
34. *Die Gans mit einem Bein*
35. *Der Kiddusch*
36. *Die Disputation*
37. *Die Tempelzerstörung*
38. *Ehrgeiz*
39. *Die Ausrede*

IV. *Liebe und Ehe* 49

40. *Philosophie*
41. *Brot und Wasser*
42. *Ein Schwiegersohn*
43. *Das macht nichts*
44. *Eheidyll*
45. *Der gelehrige Schadchen*
46. *Gut assortiert*
47. *Der Aufschneider*
48. *Das Hochzeitsgeschenk*
49. *Die richtige Stunde*
50. *Die gute Partie*
51. *Das beste Essen*
52. *Eile mit Weile*
53. *Ausdauer*

V. *Jüdische Geschäfte* 65

54. *Der Nutzen*
55. *Der Fahrmarkt*
56. *Ein Judenstreich*

57. *Die Uhr des Maimonides*
58. *Hell und dunkel*
59. *Tausend Rubel*
60. *Testamentsvollstreckung*
61. *Im Schweiße deines Angesichtes . . .*
62. *Das Geschäftsgeheimnis*
63. *Fixe Preise*
64. *Der Mann, der übernachtet*
65. *Ein guter Ratgeber*
66. *Freundlicher Trost*
67. *Geld und Wasser*
68. *Rücksicht auf die Gesundheit*
69. *Der Seiltänzer*
70. *Das Kalkül*
71. *Die Löwen*
72. *Es lohnt nicht*
73. *Der Termin*
74. *Gut gefastet*
75. *Der Bock*
76. *Des Schneiders Jenseits*
77. *Gehaltsklassen*
78. *Ein Geschäft für lange Zeit*
79. *Die beglichene Schuld*
80. *Er hat genug*
81. *Das weiße Pferd*

VI. Jüdische Reiche 91

82. *Der Millionentraum*
83. *Die Genüsse der Reichen*
84. *Heimgezahlt*
- 85.— 88. *Von Rothschild*
89. *Das Testament*
90. *Mitleid*
91. *Das Darlehen*
92. *Der Tempelvorsteher*

93. *Gute Hoffnung*
 94. *Ein Segensspruch*

VII. Stehlen — Gott bewahre! 105

95. *Der Kow und der Kutscher*
 96. *Nebbich*
 97. *Feine Nuancierung*
 98. *Die Möhren im Sack*
 99. *Der Dieb als Ehemann*
 100. *Der jüdische Räuber*
 101. *Nach des Vaters Beispiel*
 102. *Ein Dutzend Löffel*
 103. *Unschuldig gegessen*

VIII. Schnorren und Kostlagessen 115

104. — 106. *Vom Schnorren*
 107. *Der Gast*
 108. *Geschäft ist Geschäft*
 109. *Eigener Zucker*
 110. *In Kost*
 111. *Ein Krankenbesuch*
 112. *Der Bruder*
 113. *Die falsche Welt*
 114. *Der große Brand*
 115. *Zu teuer*
 116. *Die Mayonnaise*
 117. *Der Schwager des Todesengels*
 118. *Der Traum*
 119. — 120. *Vom Appetit und vom Essen*
 121. *Wie es trifft*
 122. *Das kleinere Stück*
 123. *Heiße Tränen*
 124. *Lang, lang ist's her*
 125. *Zarter Wink*
 126. $7 + 7 = 11$

127. *Abzahlung*
 128. *Die Ohrfeige*

IX. Die Instrumente der Heiligkeit 139

129. *Die Empfehlung*
 130. *Ein geniales Werk*
 131. *Ein neuer Gedanke*
 132. *Mensch und Tier*
 133. *Die Uhr*
 134. *Oliven*
 135. *Der Name*
 136. — 139. *Der Rabbi entscheidet*
 140. *Die ewige Wiederkehr*
 141. *Vor Stolz gestorben*
 142. *Ein Jude läßt sich nicht taufen*
 143. *Die Ehre deines Nächsten*
 144. — 148. *Vom Wunderrabbi*
 149. *Mazzes*
 150. *Der Wilnaer Stadtmaggid*
 151. — 154. *Maggidim*
 155. — 156. *Maggidische Predigten*
 157. *Der Grabbesuch*

X. Unheiliges 169

158. — 162. *Vom Fasten und anderen Dingen,
 die man nicht hält*
 163. *Nur fromm!*
 164. *Erschrocken*
 165. *Der Ger*
 166. *Klug und fromm*
 167. *Der Denunziant*
 168. *Der Nachruf*
 169. *Die letzten Rutenstreiche*
 170. *Der Sünder*
 171. *Die papierene Brücke*
 172. *Vier Getaufte*

173. *Schnell erlernt*
 174. *Zu viele Juden*

XI. Die große Welt 185

175. *Unverständlich*
 176. *Deutsch*
 177. *Erfindungen*
 178. *Die drahtlose Telegraphie*
 179. *Ein kurzes Telegramm*
 180. *Depeschenwechsel*
 181. *Seefahrt*
 182. *Das Wunder auf dem Meere*
 183. *Der Automat*
 184. *Reiseabenteuer*
 185. *Rubinstein*
 186. — 188. *Den Zug versäumt*
 189. *Der Kontrollor*
 190. *Schwere Sorge*
 191. *Wo alles kriecht*
 192. *Die Veranda*
 193. *Der General*
 194. *Die Lähmung*
 195. *Der Paß*
 196. — 198. *Wohnrecht und andere jüdische*
 Zores in Rußland
 199. *Erkannt*
 200. *Hurrah!*
 201. *Wie der Zar eine Wette verlor*
 202. *Eins, zwei, drei!*
 203. *Ein treuer Soldat*
 204. *Der Browning*
 205. *Neutralität*

XII. Antiantisemitisches 211

206. *Juden und Antisemiten*
 207. *Die jüdische und die christliche Hölle*

- 208. *Ein guter Rat*
- 209. *Religionsphilosophie*
- 210. *Gojische Fragen*
- 211. *Der Sohn des Reichen*
- 212. *Die Karriere*
- 213. *Einwand gegen Gott*
- 214. *Der Gott der Rache*
- 215. *Praktisch*
- 216. *Eine Seele gerettet*
- 217. *Das Lotterielos*
- 218. *Der Steg*
- 219. *Auch ein Gott*
- 220. *Der Segensspruch*
- 221. *Einfluß des Milieus*
- 222. *Fasten*
- 223. *Die Muttergottes*
- 224. *Der sprechende Hund*
- 225. *Juden und Karäer*

XIII. Lügner, Schelme, Weise, Narren . . . 231

- 226. *Ein furchtbares Erlebnis*
- 227. *Hundert Wölfe*
- 228. *Die Prager Synagoge*
- 229. *Der Bart*
- 230. *Der Kampf mit dem Löwen*
- 231. — 234. *Von Herschel Ostropoljer*
- 235. *Der Sohn des Todesengels*
- 236. *Die drei Bauern*
- 237. *Der kleine Richter*
- 238. *Das Verzeichnis*
- 239. — 240. *Aus Chelm*
- 241. *Gott schützt die Dummen*

Nachwort vom jüdischen Witz: Von Dr. Siegfried Schmitz 251

*Soeben erschien
in neuer Bearbeitung
und künstlerischer Ausstattung*

S I P P U R I M

Eine Sammlung jüdischer Legenden

Ein Jahrtausend jüdischer Volksdichtung, Sage, Märchen und Legende aus dem sonnigen Spanien, dem märchenfrohen Orient, den gesegneten Ufern des Rheins, aus Böhmen, Mähren und der Slowakei, aus den engen Ghettos Polens und Rußlands, werden in dieser Sammlung in sorgsamster Auswahl vorgeführt

Reichhaltigkeit des Inhaltes

Anziehende Abwechslung des Stoffes

gestalten dieses Standardwerk,

*das hohen literarischen und künstlerischen
Wert repräsentiert, zu einem beliebten
Volksbuch für Jung und Alt*

R. L Ö W I T V E R L A G
WIEN LEIPZIG

*Die Werke
des großen jüdischen Erzählers*

SCHALOM ASCH

Onkel Moses

Der Roman der jüdischen Einwanderer in New-York. Der Kampf um das tägliche Brot, die kleine jüdische Welt inmitten der brausenden Riesenstadt, in feiner, humorvoller Darstellung auf dem Hintergrund einer tragischen Ehe geschildert

Der elektrische Stuhl

Kunstvolle Verknüpfung von Schuld und Unschuld schafft eine Analyse der Menschenseele, wie sie nur selten zu finden ist

Ein Glaubensmartyrium

Die furchtbare Zeit der jüdischen Progromgeschichte im 17. Jahrhundert

Die Zauberin von Kastilien

Der Zauber eines Judenmädchens zwingt Rom in seinen Bann und Rom betet an, was der Papst verflucht

Mottke, der Dieb

Leben, Liebe und Leid der Ausgestoßenen, der Geächteten. Packende Realistik und gleichzeitig reinste, dichterische Empfindsamkeit

In Vorbereitung:

Die Romane

Amerika · Die Mutter · Chaim Lederer

R. L Ö W I T V E R L A G
WIEN LEIPZIG

14



